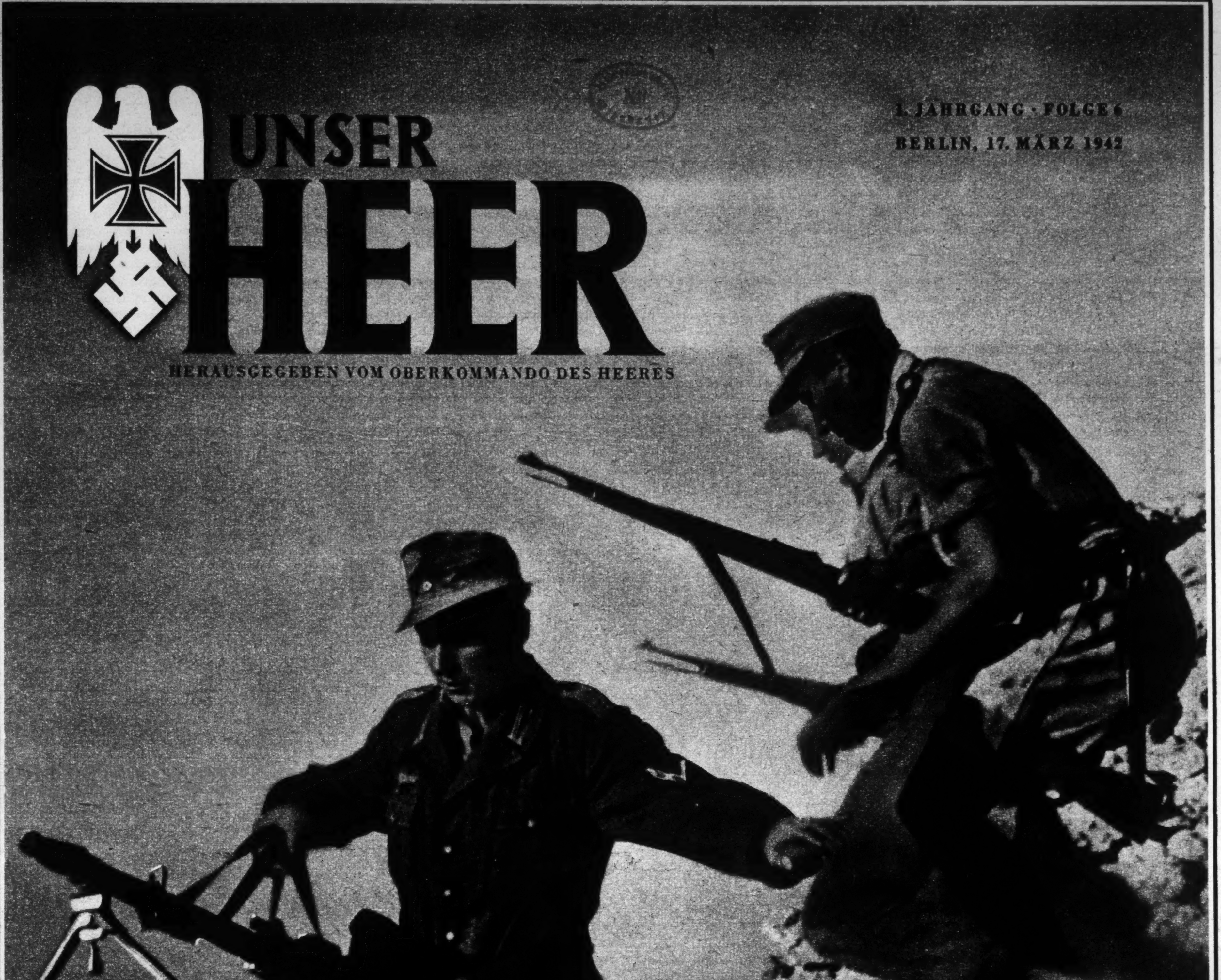
UNSER HEER

HERAUSGEGEBEN VOM OBERKOMMANDO DES HEERES

1. JAHRGANG · FOLGE 6
BERLIN, 17. MÄRZ 1942



Der Kampf verlangt selbständig denkende und handelnde Kämpfer, die jede Lage überlegen, entschlossen und kühn ausnützen, von der Überzeugung durchdrungen, daß es zum Gelingen auf jeden ankommt

Aus „Leitsätze für Erziehung und Ausbildung"

MEIN TOTER KAMERAD

Als wir an der Aisne standen in unseren Panzern, die uns zur steten Wohnung geworden waren, zum Sprung bereit in das Herz Frankreichs, glühte ich im Rausche der Erwartung und in der Bangnis vor dem Unbekannten, Ungeheuren, das aus der Schlacht von ferne in meine Seele wuchs. Ich und manch einer neben mir kamen eben aus der Heimat, die Kaserne steckte uns noch in den Gliedern. Wir hatten noch alles vor uns. Und dann wurden Rausch und Bangnis zur Wirklichkeit. Wir fuhren in unseren Panzern Tag und Nacht, eine Woche, zwei Wochen, die dritte Woche. Einmal, zweimal, dreimal hielt der Feind stand. Aus Wäldern, von Höhen herab, aus Dörfern und Städten bellten uns die Geschütze entgegen. Dann wachten unsere müden Leiber und Sinne wie im Fieber auf. Alles geschah wie außerhalb von uns. Wir überrannten sie, die flammenden Geschosse jagten aus unserer stählernen Behausung, Hitze und Rauch würgten in unseren Kehlen. Bis wieder die Straßen vor uns lagen. Sie gingen steil bergan. Mühsam kletterten über die weitschwingenden Kehren die Panzer hinauf in die Zauberwelt der Vogesen. Der Sommer, der warme, strahlende Sommer wogte von den duftenden Wiesen, den gelben Feldern, dem dunklen Blau des Himmels über uns hin. Die Reife der Zeit drang uns betörend ins Blut.

Gegen Mittag machten wir Rast. Das Tal lag weithin ausgestreckt vor unseren Blicken. Aus dem hochragenden Wald in unserem Rücken drang das Klopfen des Spechtes an unser Ohr, und der Kuckuck rief in der Ferne. Wir lauschten lächelnd, uns spottend an das alte Gleichnis erinnernd, an die Jahre des Lebens, die er uns kündete. Aber er verstummte nicht, und wir wurden des Zählens müde und blinzelten schläfrig über die Hänge hinab. Am Abend waren wir wieder weitergekommen. Ins Tal hinab war die Fahrt gegangen. Ein Dorf nahm uns auf. Der Mond stand gespenstig und gelb über den alten Häusern. Vor uns in den Bergen hatte sich der Feind wieder gesammelt. Nun zischten die Granaten, leichte und schwere, über uns hinweg, schlugen ein, bald näher, bald ferner. Der neue Tag kam herauf. Die Sonne schien wie gestern. Der Wind war eingeschlafen. Bald wurde es heiß. Wir standen am Brunnen und wuschen uns. Das Blut begann herrlich zu kreisen. Gelächter brandete durch das Dorf. Und verstummte. Es hieß nun, ein Angriff stände bevor, und schon fingen auch wieder die Geschütze von den Bergen herab ihr Morgenkonzert an. Es wurde beraten. Es war nicht leicht. Die Straße lag unter der Sperre des feindlichen Feuers. Also hinauf über die Hänge. Steil ging es bergan. Ob die Panzer es schaffen würden? Waldstücke, Zäune, Gesträuch hemmten den Weg. Wir schwärmten aus.

Wie eine Reihe zum Losjagen bereiter Pferde standen die Panzer am Hang entlang und brachen dann los, heulend und stampfend, die Ketten in die Erde wühlend. Von vorne und zur Seite trommelten Maschinengewehre auf uns. Die Kugeln klatschten singend gegen die Panzer und sprangen davon ab. Wir hielten. Der Motor lief. Ich beugte mich hinunter in den Wagen. Der Funker rüttelte mich am Fuß. „Sichern, zum Wald!" schrie er. „Was ist los?" brüllte ich in den Lärm, den Turm dabei drehend und die Waffen nach dem Wald richtend. Aber es war dort nichts zu sehen. Nun fiel von vorne Licht in den Panzer. Der Fahrer hatte seine Luke geöffnet. Er will doch nicht aussteigen? zuckte es mir durch den Kopf. Ich schaute oben hinaus. Wahrhaftig, nun kletterte er schon aus dem Schlund. Eine Wolke von Hitze und dumpfem Gestank wogte zu mir hinauf. Er sah mich und schrie einen Fluch. „Die Kette", rief er. „Ich muß einmal sehen." Ich nickte und griff wieder nach den Waffen. Ein anderer Panzer wälzte sich in die Richtung, wohin ich geschossen hatte. Wohl gut, der mochte dort sehen, was sich verbarg. Ich wand mich wieder aus der Luke und sah den Fahrer. Er kniete vorn am Laufrad und hantierte mit Schlüssel und Hammer. Er zeigte einen zerbrochenen Bolzen. „Schon wieder in Ordnung", schrie er und richtete sich auf. Sein Gesicht war von Schweiß überronnen. Sein helles Haar stand wirr über der Stirn. Nun wischte er sich mit dem Ellbogen über das Gesicht. Ich sah ihn an. Wir mochten ihn alle gern. Er war vor einiger Zeit Unteroffizier geworden, wir hatten es würdig gefeiert, daheim noch in der fernen Heimat. Ja, es war dort auch eine junge Lehrerin, die auf ihn wartete. Er hatte uns Bilder von ihr gezeigt. Er trug sie immer bei sich. Manchmal saß er am Abend und sah sie der Reihe nach an. Dann wurde er still und blickte eine Weile versonnen vor sich hin, bis er sich wieder an unserem Gespräch beteiligte. Sein Übermut riß uns oft mit. Sein Lachen war ansteckend. Er konnte auch grob werden. Aber man wußte, wie es gemeint war. Nun sah er nochmals zum Wald, den zerbrochenen Bolzen warf er den Hang hinab. In der Bewegung der ausgestreckten Hand verharrte er und

HELDENGEDENKTAG 1942

sank in die Knie. Es geschah im selben Augenblick, da ich das Tacken eines Maschinengewehrs vernahm, die anprallenden Geschosse am Panzer hörte und jäh den Kopf einzog. Im Augenblick danach sah ich wieder ins Freie. Er lag nun vor dem Panzer, mit ausgebreiteten Armen auf der Brust. Ich schrie es dem Funker zu und kletterte aus dem Fahrzeug. Bei Gott, meine Hände zitterten auf dem kalten Eisen. Ich stürzte zu ihm hin. Aus dem Hemd quoll in hellem Rot das Blut und breitete sich aus, wie eine Quelle sprudelte es über die Erde. Ich riß ihm das Hemd auf. Nun kniete auch schon der Funker neben mir. Unter dem Hemd öffnete sich in der Hüfte eine große Wunde. Wir hätten eine Hand hineinlegen können. „Eine ganze Garbe", flüsterte der Funker. Wir zerrissen das Hemd in Streifen und schlangen es um die Wunde. Aber die rote Flut überschwemmte alles, das Hemd, die Uniform, unsere Hände. „Hol Decken!" schrie der Funker. Ich riß sie aus dem Panzer. Wir wickelten ihn darin ein. Wir preßten unsere Hände über die Wunde. Wir mußten den Strom, den roten, sprudelnden Strom aufhalten. „Es nützt nichts mehr", flüsterte der Funker. Über den Berg herauf keuchte ein Soldat, an der Binde an seinem Arm erkannte ich den Sanitätssoldaten. Wir winkten ihm. Er kam atemlos bei uns an und kniete vor dem Verwundeten. Er schob die Decken, die Fetzen des Hemdes zurück und schüttelte den Kopf. Er sah flüchtig zu uns auf. „Sofort hinunterbringen!" sagte er. Er nahm eine Rolle Verband aus seiner Tasche und hieß uns den Kameraden ein wenig hochheben. So schlang er die Binde um die Hüften.

Wir hoben unseren Kameraden rückwärts auf den Panzer. Der Funker setzte sich an die Steuerknüppel. Nun lag er in meinen Armen, sein Kopf ruhte nahe bei meiner Brust. Wir hatten ihn ganz in Decken eingehüllt. Ich stützte mich mit dem Rücken gegen die Wand des Turms und stemmte die Füße gegen die Gitter des Motors. So bekam ich einigen Halt. Der Funker wendete den Wagen. Ich sank gegen den Turm zurück. Langsam ging es bergab. Das Gesicht unter mir wandte sich mühsam nach oben. Nun füllte ein sanftes Rot die Wangen und nahm das Schreckliche aus dem vergehenden Antlitz. Ich streichelte seine Hand, seine Wangen. Er lächelte zwischen den Schmerzen, die sein Gesicht immer wieder verzerrten, zu mir auf. In diesem Lächeln erstarrte sein Blick. Seine Hand auf meinem Arm wurde locker. Die Last seines Körpers ruhte auf einmal mit Eisengewichten auf mir. Noch begriff ich kaum, daß er tot war. Nein, ich streichelte noch immer seine Wangen. „Gleich wird es besser", redete ich auf ihn ein, „gleich kommen wir zum Arzt. Es ist ja wohl gar nicht so schlimm, und mache dir nur keine Sorgen. Das ist in ein paar Wochen verheilt, als sei es nichts gewesen." Aber er rührte sich nicht. Nur seine Augen blickten mich an. Doch nun erkannte ich das Unvermeidliche. Ich legte die Handfläche auf die starrenden Augen. Ich drückte die andere Hand unter das Kinn. So tat ich ihm den letzten Dienst. Die Lider waren herabgeglitten. Nun lag das Gesicht in seinem Frieden vor mir. Der Panzer schwankte vom Hang auf die Straße, und klatschend schlugen die Ketten auf das Pflaster. In Kehren fuhr er zu Tal. Auf einer Biegung lagen im Straßengraben Kameraden der Infanterie in Deckung. Ich sah es nicht. Ringsum gähnten die Straßen und die Hänge bergauf und bergab gewaltige Trichter. Hier lag die Feuersperre der feindlichen Artillerie. Ein paar Soldaten im Graben hoben warnend die Arme. Aber ich sah es nicht, und der Funker fuhr wie im Traum seinen Weg. In unserer Nähe platzte eine Granate. Eine Erdfontäne stieg hoch. Wachte ich auf? Für den Augenblick eines Herzschlags. Aber ich wußte wohl nicht, was geschah. Vor dem Tod mag der Tod selbst zu Zeiten Ehrfurcht haben. Das harte Männergesicht vor mir im Schoß wandelte sich allmählich, wie es erkaltete und sich versteinte, zum Jünglingsantlitz, zum Knabenantlitz. Blühte nicht ein Lächeln von den Lippen herauf? Umschattete nicht eine friedvolle Bescheidung die Augen? Sprang nicht die Stirn in stolzer Freiheit glänzend hervor? Am Abend standen wir über dem Tal und blickten nach Westen in die vergehende Sonne. Mit entblößtem Haupt verharrten wir eine Weile vor seinem Grab. Ein Holzkreuz ragte über der frischen Erde.

Aus den dunklen Schleiern, die träumend über der Erinnerung an den Krieg hängen, aus all seinem Unwirklichen, Blitzartigen, Unfaßbaren glänzt mir unverlierbar das Bild jenes Grabes und des Kameraden verblichenes Knabenantlitz entgegen. Es ist das immer Gegenwärtige, Dauernde. Vor ihm habe ich erstmals dem Tod ins Auge geblickt. Durch ihn ist er seines Schreckens beraubt worden. Aus seinem ewigen Lächeln hat mich das Vaterland verheißend und groß gegrüßt. Ferne, hinabgesunkene Zeit jener Tage, so bleibst du in mir! Ferner und naher Kamerad jener einsamen Stunde, da dein Haupt in meinem Schoß geruht und ich Gefährte deiner schweren Stunde sein durfte, bleibe als Gefährte neben mir und laß mich immer das Geheimnis deiner Vollendung teilen.

ZWISCHEN INDISCHEM OZEAN UND PAZIFIK

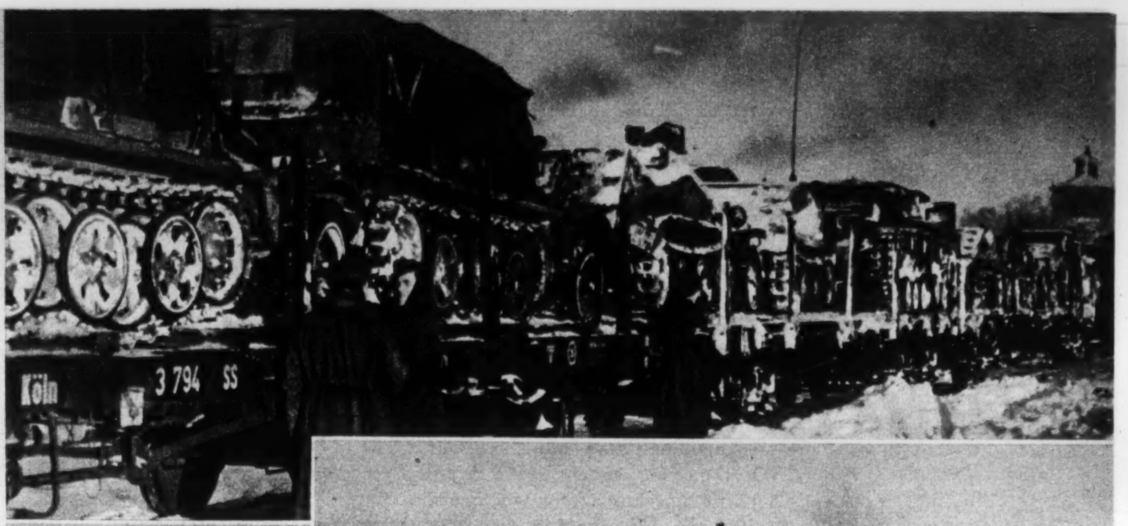
Von Hauptmann WERNER STEPHAN

Die Kapitulation der britischen Streitkräfte in Singapur hat der ganzen Welt klargemacht, wie brüchig die Weltmacht der Angelsachsen nach dreißig Kriegsmonaten bereits geworden ist. Der 15. Februar 1942 wird in die Geschichte eingehen; von diesem Tage wird man den großen Umschwung datieren, der sich nun nicht mehr auf Europa allein beschränkt, sondern alle Teile der Welt erfaßt hat. Und auch die Völker, die bisher das Ausmaß der revolutionären Neugestaltung nicht hatten erkennen wollen, werden gezwungen sein, die Lage zu überdenken. Denn bei dem Fall Singapurs handelt es sich um mehr als die Erledigung einer Festung, ja auch um mehr als den Zusammenbruch einer Armee. Mit der Einnahme dieses Platzes am Südzipfel der Malaiischen Halbinsel hat einer der großen weltpolitischen Drehpunkte den Besitzer gewechselt. Indem die Japaner, 3500 Kilometer vom Mutterland entfernt, das Zentrum der britischen Stellung im Osten erstürmten, haben sie nicht nur am Rande des westlichen Pazifik sich eine Position von größter Bedeutung geschaffen: sie haben darüber hinaus das Tor zu einer Welt aufgestoßen, die ihnen bisher verschlossen war, zu den Ländern im Umkreis des Indischen Ozeans.

Wie ist es zu diesem sensationellen Ergebnis eines Feldzuges gekommen, der nach zehnwöchigem Kampf mit einem Triumph unserer Bundesgenossen geendet hat? Es ist klar, daß die Engländer, um ihre katastrophale Niederlage zu begründen, eine Reihe von mehr oder minder belangvollen Begleiterscheinungen in den Vordergrund rücken. So meint die Londoner Reuteragentur, die britischen Befestigungen bei Singapur hätten im Sumpfgelände gelegen und nicht — wie bei Gibraltar — auf Felsen. Aber um so schwerer war für die Japaner der Durchstoß durch ein vermeintlich undurchdringliches Dschungelgebiet, dessen Wegelosigkeit die Briten zu dem irrigen Glauben veranlaßt hatte, der wichtige Platz zwischen den beiden Ozeanen brauche nur nach der See- und nicht nach der Landseite befestigt zu werden. Oder man beklagt den Mangel an Organisation der asiatischen Arbeitskräfte, unter die sich auch noch japanische Zersetzungsagenten gemischt hätten: hier handelt es sich gewiß um ein höchst bedenkliches Symptom auch für andere britische Besitzungen, und was sich auf Malaya als unheilvoll erwies, das kann auch noch in anderen Regionen den Engländern recht gefährlich werden. Vor allem aber stellt Reuter entschuldigend den „Mangel an Material, insbesondere an Jägern und an Panzerabwehrgeschützen" heraus. Und hier kommt man der wirklichen Ursache der britischen Katastrophe schon sehr viel näher. Churchill, der den Krieg mit Japan ebenso sehnlich herbeigewünscht hatte wie vorher den mit Deutschland, hatte überheblich die Vorbereitungen für einen harten und schweren Waffengang nicht getroffen, sondern sich auf die vermeintliche Schwäche des Gegners und die selbstverständliche Überlegenheit des Angelsachsentums verlassen. In steter Angst vor einer Invasion der britischen Insel und in der trügerischen Hoffnung auf den nordafrikanischen Sieg hielt er das Kriegsmaterial, das zu einem Erfolg gegen Japan unentbehrlich war, vom ostasiatischen Kriegsschauplatz fern. Endlich fehlte es auch noch an Schiffsraum. Denn, so sagte Churchill, „das Mittelmeer ist für die Engländer verschlossen, und alle Transporte müssen Afrika umschiffen, so daß jeder Dampfer nur drei Fahrten im Jahr erledigen kann".

Man sieht aus dieser Motivierung, wie stark das Kriegsgeschehen in den verschiedenen Teilen der Welt sich gegenseitig bedingt. Als Frankreich 1940 in Compiègne zur Kapitulation gezwungen war, wurde für Tokio der Weg nach Indochina frei, das den Japanern ein entscheidend wichtiges Stück ihrer Offensivbasis gegen Singapur darbot. Und die Seeschlacht, die zu Beginn des Winters im Zusammenhang mit der englischen Afrika-Offensive im Mittelmeer tobte, hat die britische Flotte so geschwächt, daß im Pazifik japanische Transporte über See außerordentlich erleichtert wurden. Zeigt doch eine italienische Zusammenrechnung, daß die Engländer zwischen Gibraltar und Alexandrien in den letzten Wochen nicht weniger als zwölf Kriegsschiffe, darunter vier Kreuzer, verloren haben, während zwei britische Schlachtschiffe und dreizehn Kreuzer mehr oder minder schwer beschädigt wurden. Freilich hätten unsere Bundesgenossen trotzdem nicht die Oberhand gewinnen können, wenn es ihnen nicht in den ersten drei Tagen des Krieges gelungen wäre, die amerikanische Pazifik-Flotte in Hawai zum großen Teil zu vernichten und die britische durch Versenkung zweier Schlachtschiffe vor Malaya völlig auszuschalten. Was noch zu tun blieb, vollendete die Seeschlacht vor Java. Die Größe des Sieges, den die Japaner mit der Erstürmung von Singapur errangen, kann durch nichts so sehr unterstrichen werden

Den Gedenkaufsatz „Mein toter Kamerad" schrieb Kriegsberichter Kurt Ziesel · Die Plastik „In memoriam" schuf Bildhauer Paul Bronisch, Berlin · Titelbild von Kriegsberichter Eric Borchert †



Neue Waffen für die Front!
Zug folgt auf Zug. Aus den zahlreichen Waffenfabriken in der Heimat wird unaufhörlich neues Kriegsmaterial an die Front gebracht. Hier stehen Sturmgeschütze zum Ausladen bereit

Über die Schlachtfelder des Sommers nach vorn
Ohne Pause, Tag und Nacht schiebt sich die endlose Kette der Fahrzeuge auf den Nachschubstraßen vorwärts, der kämpfenden Front entgegen

DER NACHSCHUB ROLLT...

Gasmaske — gegen die Kälte!
Die Kradmelder, die auf ihren schnellen Maschinen der eisigen Kälte besonders ausgesetzt sind, haben in der Gasmaske einen praktischen Kälteschutz gefunden, der sich ausgezeichnet bewährt

Die treueste Kameradin unserer Soldaten
Auch in der Schneewüste des Ostens erfüllt die DRK-Helferin unter kaum vorstellbaren Schwierigkeiten ihre Pflicht. Das Bewußtsein, gerade hier unentbehrlich zu sein, gibt ihr immer wieder neue Kraft zum Durchhalten

Aufnahmen der Kriegsberichter: G. Schmidt, Hermann, Schäfer, Reichelt

wie durch die Panikstimmung, die er in allen Teilen des britischen Empire hervorgerufen hat. Von London bis nach Washington, von Kanada bis nach Australien fragt man sich besorgt, nach welcher Seite sich der Sieger nun vermutlich wenden würde. Gilt die schwerste Drohung zunächst Australien? Oder wird sich die ganze Wucht seiner Offensivkraft nunmehr gegen Indien richten? Die Katastrophenstimmung geht so weit, daß die nächsten Ziele japanischer Vorstöße, Britisch-Burma und die großen holländischen Sunda-Inseln Sumatra und Java, schon beinahe abgeschrieben werden. Aber das ist ungerecht: denn die Einnahme von Rangun und die Unterbrechung der letzten Straße, die Tschungking-China mit der Welt verbindet, würde allein schon eine weitere große Phase in der gewaltigen Neuordnung bilden, die wir heute staunend miterleben. Und die Liquidierung von Niederländisch-Indien müßte die stärksten Rückwirkungen haben, nicht nur weil die unermeßlichen Reichtümer dieser Gebiete Japans Expansionskraft ungeheuer steigern würden.

So hat der Fall Singapurs als großes weltrevolutionäres Ereignis Folgen über viele Tausende von Kilometern hinweg. An den weiten Gestaden des Indischen wie des Stillen Ozeans gibt es kein Land, das sich durch die Geschehnisse des 15. Februar nicht direkt getroffen fühlte. Und wenn beinahe gleichzeitig die deutsche Kriegsflotte sich unmittelbar an der britischen Kanalküste als Herrin der Lage erwies — was von der englischen Öffentlichkeit als ganz besonders große Schmach empfunden wurde —, wenn heute Malta von Gibraltar abgeschnitten ist, während die Transporte der Achse von Italien nach Tripolis gelangen, so sind auch hier Rückwirkungen der großen Geschehnisse aus dem Raume zwischen Indischem Ozean und Pazifik zu verzeichnen. Wir können es uns nicht oft genug klarmachen, daß jetzt erst, seit Japans Kriegseintritt, ein Kampf geführt wird, der wirklich alle Teile der Welt erfaßt. Wenn unsere Bundesgenossen in Singapur das Tor zwischen zwei Weltmeeren gewannen, dann hat sich damit die Lage auf dem gesamten Erdteil geändert. Und so wie die deutschen Siege in Frankreich und in Afrika ihre Rückwirkung in Ostasien hatten, so beeinflußt das Geschehen dort den weiteren Verlauf der Ereignisse in Europa. In diesem Sinne ist Singapur zugleich ein Symbol für den gemeinsamen Sieg der jungen Nationen, die bisher auf allen Kriegsschauplätzen über die alten Plutokratien triumphierten.

(Abgeschlossen am 24. 2. 1942)

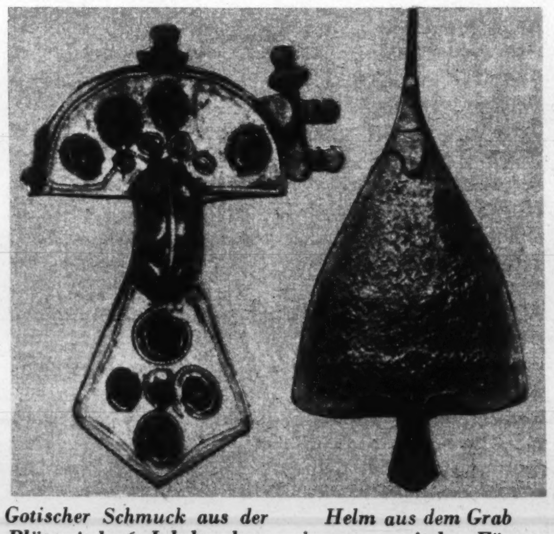
GERMANISCHE GROSSREICHE IM OSTEN

Besiedlung des Landes - Blütezeit unter den Goten

Von Hauptmann Dr. KURT GLOGER

Millionen deutscher Soldaten haben seit dem 22. Juni 1941 den Osten kennengelernt. Jeder, den ich nach seinen Eindrücken fragte, sagte mir: „Alles ist mir hier fremd, alles, das Land und die Menschen." Wenn wir uns dann aber weiter unterhielten und dabei auf manches Erlebnis zu sprechen kamen, dann mußte er doch Einschränkungen machen. Da waren dem einen an den Häusern Verzierungen aufgefallen, die ihm irgendwie bekannt vorkamen, da hatte der andere in den Häusern Hausrat, vor allem irdene Töpfe gefunden, die auch in seiner Heimat in Gebrauch waren, da spürte ein anderer im Blick eines Menschen, daß er sich von den anderen seelenlosen Wesen um ihn herum unterschied. Das Land, die Dörfer und Städte und die Menschen schienen irgendwie persönliche Beziehungen zu uns zu bekommen. Wir werden das verstehen, wenn wir die Geschichte des Landes und seiner Einwohner betrachten.

Wie weit in der Eiszeit das Land von Eis bedeckt war, erkennt man an den Hügeln, die durch den Schutt, den die Gletscher vor sich herschoben, die sog. Endmoränen, entstanden sind. In dem ständig eisfreien Gebiet vor diesen Hügeln lebte die Urbevölkerung, die wir im Norden den finno-ugrischen Stämmen zurechnen, und im Süden am Kaukasus und Schwarzen Meer die Kasvölker, in deren Sprache Wasser „Don" heißt. (Daher viele Flußnamen.) Als das Eis immer mehr nach Norden zurückging, folgten ihm die finno-ugrischen Stämme, die als Fischer und Jäger ohne ständigen festen Wohnsitz waren.



Gotischer Schmuck aus der Blütezeit des 6. Jahrhunderts — *Helm aus dem Grab eines germanischen Fürsten*

Im dritten Jahrtausend vor der Zeitwende kamen von Nordwesten aus Mitteldeutschland indogermanische Stämme immer weiter nach Südosten. Sie wanderten in das Land zwischen Oder und Wolga. Es waren Bauern, die den Boden bearbeiteten, feste Wohnsitze bauten, die finno-ugrischen Menschen weiter nach Norden hinaufdrängten und sich im Süden mit den Kasvölkern vermischten, die nur in einzelnen schwer zugänglichen Gegenden (Kaukasus, Krim) sich rein erhielten. Beiderseits der Kaspisee zogen sie weiter nach dem Iran und nach Indien. Überall haben diese indogermanischen Menschen dem Gebiet ihren Stempel aufgedrückt, überall haben sie die Menschen, die sie vorfanden, aus niedrigen Kulturstufen emporgeführt, und das, was sie an Kultur, vor allem an Handfertigkeiten fanden, übernommen und weiterentwickelt.

In den Jahrhunderten vor der Zeitrechnung haben auch die Griechen einen starken Einfluß ausgeübt. Sie kamen über das Schwarze Meer, fuhren die Flüsse hinauf und gründeten überall ihre Kolonien, von denen Olbia am Dniesterliman eine besondere Bedeutung gewann.

Den größten Einfluß auf den Osten zwischen Ural und Karpaten übten die Germanen aus. Aus den Tälern der Oder und Weichsel drangen seit dem achten Jahrhundert vor der Zeitwende Bastarnen und Skiren, Wandalen und Burgunder nach Süden und siedelten sich hier an.

Eine ganz besondere Bedeutung für das ganze Gebiet hatten die Goten. Sie kamen um die Zeitwende von Schweden und von Gotland über die Ostsee und fuhren auf ihren Booten die Flüsse hinauf, deren Mündungen sie beim Abfahren der Küste fanden. Dabei stellte sich heraus, daß Weichsel, Memel und Düna mit großen Nebenflüssen aus einem großen See kamen, der inmitten des großen Ostraumes lag (dort, wo heute das Sumpfgebiet der Pripjetsümpfe ist, die durch das Austrocknen des Sees entstanden). Aus diesem See nach Süden floß der Dnjepr, auf dem sie bis zu den Ufern des Schwarzen Meeres kamen. Sie fanden aber auch auf ihrer Fahrt, die sie auf der Newa in den Ladogasee und auf dessen Zuflüsse führte, die Wolga — kleine Landstrecken (Wolloke) wurden dadurch überwunden, daß die Boote von der Mannschaft getragen wurden — und kamen an die Kaspisee. Überall an den Flußläufen errichteten sie ihre Niederlassungen, von denen aus sie Handel trieben und das Land beherrschten. Im Gegensatz zu den Siedlungen der Vorbewohner, die ihre Häuser in gedrängten Haufen eng nebeneinander aus Holz erbauten (drewina — das Dorf), aber ohne Schutz nach außen ließen, bauten die Goten um ihre Siedlungen Wall und Mauer (gard oder war) (slav. gorod oder grad). Zunächst blieben sie auf diese Niederlassungen beschränkt. Einige erlangten durch ihre günstige Lage eine besondere Bedeutung, so vor allem Garden (Grodno) an der Memel, Känngard (Kiew) am Dnjepr und Naugard (Nowgorod) am Wolchow. Der Handel wurde ausschließlich Sache der gotischen Herren, die die Griechen und die Araber völlig verdrängten. Als der Zustrom immer größer wurde, gingen sie auch wieder auf das Land und wurden Bauern. Sie behielten die Siedlungsart ihrer Heimat, den bewehrten Einzelhof, bei. An den Häusern und Hoftoren wurden

(Fortsetzung auf Seite 6)

Warum Kämpfen v

Ein Beitrag zur Wertung des Kampfes gegen die Sowjetarmee

Von Oberleutnant z. V. F. W. VON OERTZEN

Ein Bild bot sich uns, wie es wohl alle Soldaten an der Ostfront schon einmal oder öfter gesehen und erlebt haben; und doch steht hinter diesem Bild in seiner Alltäglichkeit ein tiefer Sinn, der uns nachdenklich machen muß, wenn wir einmal in einer ruhigen Stunde an die Kämpfe zurückdenken, die wir in den letzten Monaten erlebt haben, — über diese dauernden sturen Angriffe, von denen wir nicht begreifen können, warum sie geführt werden. Und wir können uns immer noch nicht erklären, wieso Menschen überhaupt zu ihnen fähig sind.

Ein noch 150 Mann starkes sowjetisches Bataillon, das in den letzten Stunden der langen östlichen Nacht durch unsere Hauptkampflinie hindurchgesickert und dann im ersten Morgengrauen auf eine gut gedeckte Infanteriegeschützstellung von uns aufgelaufen war, wurde aus knapp 80 Meter Entfernung durch die Infanteriegeschütze in direktem Richten zusammengeschossen. Nur zwei Mann war es geglückt, zu entkommen. Eigentlich hatte ihr Bataillon bereits am vorhergehenden Abend um 21 Uhr angreifen sollen, aber es hatte Stunden um Stunden gedauert, bis die Offiziere und Kommissare die einzelnen Mannschaften aus den Strohschobern zusammengesucht hatten, in denen sie sich versteckt und zugleich gewärmt hatten. Drei Mann hatten sich geweigert anzutreten und waren von einem Kommissar auf der Stelle niedergeschossen worden. Die anderen — eben jene 150 — waren schließlich um 3 Uhr morgens zu ihrer Unternehmung angetreten, die vor den Mündungen unserer Infanteriegeschütze ein so schnelles und blutiges Ende fand. Wir hatten selber die Gefallenen genau angesehen und dabei einen einzigen Offizier und keinen Kommissar gefunden. So drängte sich die Frage auf nach dem Verbleib der Politruks. Wie immer waren sie zurückgeblieben, als die Soldaten zum Sturm antraten. Es wäre uns verständlich gewesen, wenn diese Sowjet-Infanteristen, die ja sicherlich keinen sehr großen Angriffsschwung verspürt hatten, vor den Maschinenpistolen ihrer Politruks mehr Furcht gehabt hätten, als vor dem Feind. Aber so einfach lagen die Dinge nicht. In pechrabenschwarzer Nacht hatten die Angriffe begonnen. Bis zu unseren Gefechtsvorposten war vom Ausgangspunkt des Bataillons eine Entfernung von annähernd 2 Kilometer zurückzulegen gewesen. Weshalb um alles in der Welt hatten diese Kerle sich nicht schleunigst im Dunkel des Vormarsches verlaufen?

Diese kleine Episode aus den Abwehrkämpfen im Südabschnitt der Ostfront ist hier nur als typisches Beispiel erzählt worden. Bei der Beantwortung der Frage nach den Gründen der jedem von uns nur zu gut bekannten sturen Zähigkeit des Sowjetsoldaten in Angriff und Verteidigung kommt man nämlich mit der Erklärung, daß sie Angst vor den Pistolen der Politruks haben, allein nicht mehr aus. Es gibt immer wieder Fälle, wo dieses Moment nach Lage der Dinge gar nicht oder nur zum kleinen Teil wirksam werden kann und wo doch die anscheinend vollkommen gefühllose Sturheit des Sowjetsoldaten unvermindert festzustellen ist. Wir wissen ja sogar, daß es zu den moralisch am schwersten zu überwindenden Eindrücken des russischen Kampferlebens gehört, wenn der deutsche Infanterist in der Abwehr über Kimme und Korn Welle auf Welle des erdbraunen Gegners sich langsam heranwälzen sieht. Aufrecht drängen diese Wellen vor. Die Garben der MGs und die Kugeln der Karabiner hetzen sie auseinander. Aber die Überlebenden gehen weiter, als ob sie das alles nichts an-

… viele Sowjets so stur?

ginge. Bis auch sie von der nächsten oder übernächsten Garbe gefaßt werden.

Weshalb gehen diese Sowjet-Infanteristen so stur vor? Weshalb werfen sie sich nicht hin, wenn ihre Wellen an der Mauer unseres Abwehrfeuers zerschellen?

Diese Frage zu beantworten ist schwer. Das sowjetische Heer ist groß, viele Völker wohnen in Stalins Sowjetstaat. So gibt es sicher gute und schlechte Truppenteile, es gibt sicher kampfwilligere und kampfstärkere Völkerschaften, und solche, die weniger Voraussetzungen für Kampf und Härte mitbringen. So werden auch die Gründe für die Verlustfestigkeit, die sich dann so oft zu der uns sinnlos scheinenden Sturheit auswächst, an den langen Fronten des Ostens verschiedenartig sein. Die folgenden Zeilen mögen als Beitrag zur Erforschung der Gründe gelesen und gewertet werden.

Wenn man sich ein wenig mit der inneren Konstruktion, mit der sogenannten Psyche des sowjetrussischen Bauern beschäftigt, der ja die Masse der sowjetischen Divisionen und Armeen stellt, muß man erkennen: diese Menschen sind — darüber kann es kaum Zweifel geben — ganz einfach anders als wir. Sie reagieren daher auf die unmittelbaren Kampfeindrücke ebenfalls in einer anderen Weise. Der moralische Faktor, der zugleich Wurzel und stärkste Stütze des deutschen Soldatentums ist, fällt beim sowjetischen Bauern weitgehend fort, einfach weil seine intellektuelle Entwicklung sich trotz Technisierung und trotz verbesserter Schulbildung noch in einem anderen, früheren Stadium befindet als bei uns. Viele Sowjetsoldaten sind im Durchschnitt nichts anderes als ein Stückchen lebendig gewordener russischer Erde. Sie stehen deshalb den Kräften der Natur in einer ganz anderen Weise nahe, als das für uns im allgemeinen vorstellbar ist. Der deutsche Bauer hängt mit allen Fasern seines Seins an seiner Erde. Es ist deshalb auch ungeheuer schwer, ihn zu verpflanzen. Der Russe dagegen ist als Lebewesen einfach eine Funktion seiner Erde und seines Raumes, dessen Weite für uns ja oftmals etwas absolut Bedrückendes hat. Innerhalb dieses Raumes und auf dieser Erde ist der russische bäuerliche Mensch selbst eine Naturkraft, die aus sich und aus ihrer Bezogenheit auf Boden und Raum sich ständig erneuert.

So verläuft das Leben des bäuerlichen Menschen in Sowjetrußland auf einem ganz anderen Erlebnis und einer ganz anderen Empfindungsebene als bei uns. Es ist als Ganzes weit weniger bewußt und im Zusammenhang damit auch den von außen kommenden Eindrücken weit weniger offen. Sein Leben ist einem einzigen dumpfen Traum vergleichbar, in dem die wechselnde Wirklichkeit kaum merkbare Spuren hinterläßt. Diese Lebewesen nun sind seit fast einem Menschenalter von einer mitleidlosen Maschine erfaßt und bewegt worden. Der Bolschewismus gab ihnen Dinge und Geräte in die Hand, die einer ganz anderen, bewußteren Welt entstammen und zu denen der Bauernmensch auf der russischen Erde keinerlei innere Beziehung haben konnte und auch tatsächlich keine innere Beziehung gewonnen hat. Er nahm auch sie als ein Stück Natur und gliederte sie seinem Leben ganz selbstverständlich ein. In seiner Gefühlswelt spielen Technik und Maschine keine andere Rolle als der Wind oder der Schnee. Sie sind da und man muß mit ihnen rechnen.

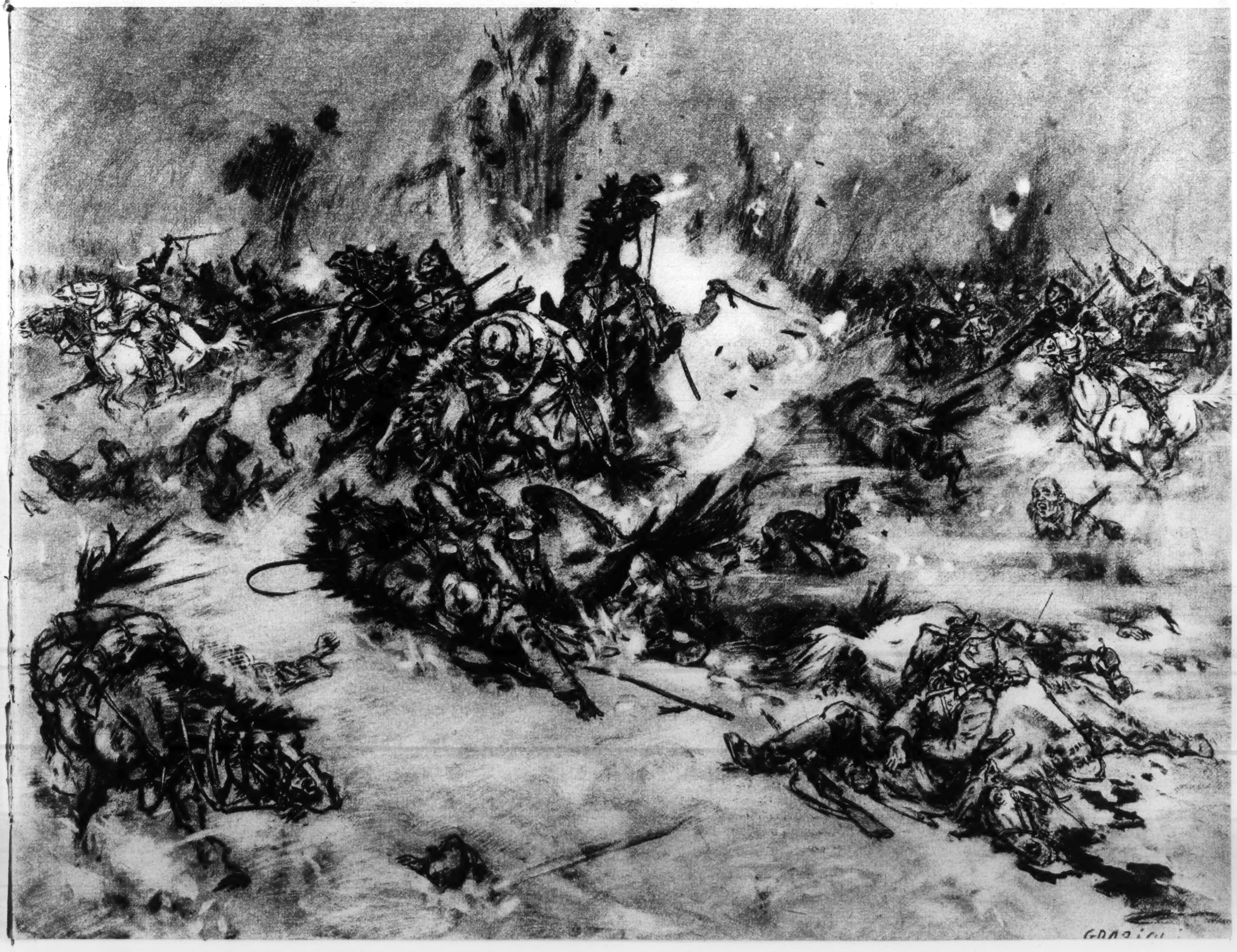
Genau so funktioniert dieser sowjetrussische Bauernmensch aber auch in seiner Eigenschaft als Soldat der Sowjetarmee. Die Traumhaftigkeit seines kleinen und unendlich bedürfnislosen Lebens wird auch durch diese Veränderung nicht sonderlich berührt. Wahrscheinlich empfindet er nicht einmal den Unterschied zwischen den Elementen, die sein sonstiges Leben in Bewegung halten, und den Kräften, die ihn nun als Soldaten vorwärtstreiben oder hierhin und dorthin werfen. Stellt man ihn an irgendeinen Platz, so bleibt er dort und kommt gar nicht auf die Idee, von selber da wegzugehen. Schickt man ihn nach vorn zum Angriff, so geht er, bis er als Einzelindividuum auf einen individuellen Widerstand stößt. Das heißt, er bewegt sich in der Weise, die man ihm beigebracht hat, so lange in der befohlenen Richtung, bis ihm ein Mann auf Armeslänge gegenübersteht und ihn am Weitergehen verhindert. Dann erst erwacht sein kleines Ich zu einem selbständigen Leben in ganz animalischer Form, und er versucht, diesen Widerstand mit der Waffe zu beseitigen. Daß während der Zeit vorher links und rechts von ihm andere Menschen gefallen sind, empfindet er nur dumpf als ein furchtbares, aber unabänderliches Naturereignis.

So betrachtet, wird unser Kampf im Osten vollends zu einem Ringen mit den Naturkräften dieses Raumes. Erst wenn wir auch die Menschen dieses Raumes, also in erster Linie den Soldaten der Sowjetarmee, als ein Stück dieser unendlichen feindlichen Natur sehen und begreifen, haben wir den Standpunkt gewonnen, von dem aus uns seine sture Zähigkeit einigermaßen verständlich werden kann.

Sowjetischer Kavallerieangriff bricht vor den deutschen Linien zusammen

Immer wieder versuchen die Sowjets unter rücksichtslosem Einsatz von Menschen und Material Einbrüche in die deutsche Abwehrfront. Selbst Kavallerie ist an einigen Stellen der Front gegen die deutschen Stellungen vorgejagt worden. Aber auch ihr Angriff brach im zusammengefaßten Feuer der leichten und schweren Infanteriewaffen und der Artillerie zusammen. Wollten die Sowjets mit den Massenangriffen ihrer Kavallerie beim deutschen Soldaten eine moralische Wirkung erzielen, so mußten sie nach den schweren Verlusten, die sie dabei erlitten, erkennen, daß der deutsche Soldat nicht nur hart ist sondern auch über die nötigen Waffen zur wirksamen Abwehr dieser Angriffe verfügt. Ein wirres Knäuel von Menschen- und Pferdeleibern kennzeichnet den grausigen Schauplatz, auf dem der Ansturm der blind in das deutsche Feuer rasenden sowjetischen Reiter zerschellt.

Zeichnung: Uffz. Edwin Grazioli



Germanische Großreiche im Osten

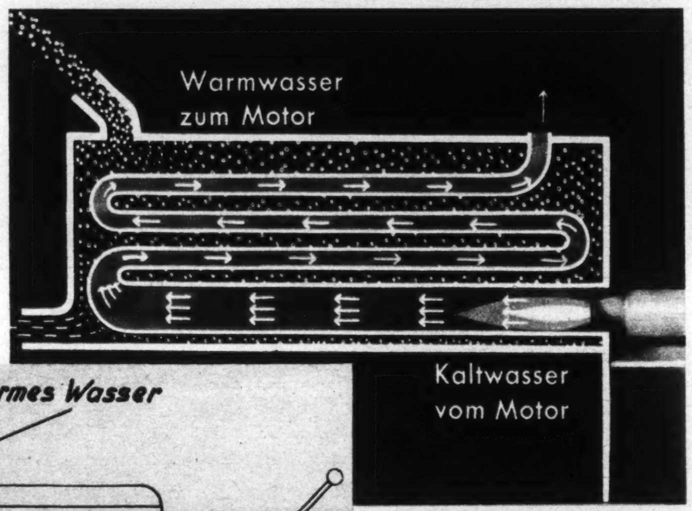
(Fortsetzung von Seite 4)

Tierköpfe als Zierat angebracht, wobei der Pferdekopf besonders beliebt war. Die gotischen Herren wurden — vor allem an der Wolga, wo sie mit den finno-ugrischen Völkern in Berührung kamen — Ruß genannt; d. h. in der finnischen Sprache Rudermann (Ruotsi). Diesen Namen übernahmen auch die Araber und alle, die mit den Goten in Berührung kamen, und erweiterten ihn auf alle Menschen, die dieses Gebiet bewohnten. Die Bezeichnung „Russen" ist also über die gotischen Herren auf die beherrschten Slawen gekommen.
Der Einfluß der Goten blieb auch nach dem Durchzug der Hunnen durch das Land. Zwar wendeten sich Teile der Goten (Ost- und Westgoten) in den Donauraum ab und haben von dort aus in die Geschichte eingegriffen; aber der größte Teil blieb im Lande und mit ihm vor allem die herrschende Schicht. Nach der Vernichtung der Hunnen in Panonien durch den Gotenkönig Ardarik blühte das Land auf und hat im fünften und sechsten Jahrhundert der Zeitrechnung seine größte Blüte gehabt. Die zahlreichen Funde goldener und silberner mit Edelsteinen besetzter Schmuckstücke in den Gräbern sind ein deutlicher Beweis dafür.
Im Osten am Ural entwickelten sich kräftige Völker wie die Madjaren, Bolgaren, Petschnegen und andere, die den Goten viel zu schaffen machten und vor allem ihre Handelswege störten. Viele von ihnen wanderten durch das Land, um sich irgendwo niederzulassen. So zogen die Madjaren in der Mitte des neunten Jahrhunderts nach Ungarn, wurden seßhaft und begründeten dort ihre Herrschaft. Um die Handelswege wieder frei zu kämpfen und die Bedrohung aus dem Osten auszuschalten, wurde die Hilfe der Germanen in den anderen Reichen Europas angerufen.
In Kiew allerdings greift der Hausmeier eines Königs Askold-Diar zur Selbsthilfe, übernimmt die Herrschaft und kämpft den Dnjepr-Weg frei. Im Norden erscheint Roderich (Rurik) mit seinen Brüdern und übernimmt die Herrschaft in Nowgorod und erweitert sie durch schwere Kämpfe nach allen Seiten. Ein neuer starker Zustrom aus den Nordländern beginnt. Überall, wo die jungen kräftigen Edelinge als Führer normannischer Gefolgschaften (Druschinen) auftreten, reißen sie die Führung an sich.
Von nun ab werden die Nachfolger Ruriks für den ganzen Osten bestimmend. Auf Rurik folgt dessen Onkel Helge (Oleg), der für Ruriks noch minderjährigen Sohn Ingwar (Igor) eintritt. Er zieht nach Süden, unterwirft sich Askold-Diar, verlegt seinen Sitz nach Kiew und schafft wieder ein Großreich unter germanischer Führung, das in den nächsten Jahrhunderten die Geschichte des ganzen Raums vom Ural bis zu den Karpaten und vom Schwarzen Meer bis zur Ostsee bestimmt. In diesem Großreich sind nicht nur die slawischen Völker eingeschlossen, sondern vor allem im Norden auch die finno-ugrischen Stämme. Erfolgreiche Kriegszüge führen nicht nur nach Konstantinopel (Miklagrad), das mehrfach erobert wurde, sondern auch über die Wolga und den Kaukasus hinaus. Von diesen Zügen werden Tausende von Gefangenen mitgebracht, die als Sklaven ein Handelsobjekt ersten Ranges waren und auf den Landsitzen der Edelinge als Arbeitskräfte Verwendung fanden. Da die soziale Lage der unterworfenen Bauern nicht viel besser ist als die der Sklaven, tritt eine Vermischung ein, die für das Rassenbild von maßgeblicher Bedeutung werden soll. Asiatisches Blut dringt ein, und die hervorstehenden Backenknochen, die hochgezogenen Augen und das schwarze, strähnige Haar, das wir heute noch im Osten finden, verändert stark die indogermanischen Züge. Diese Veränderung ist am stärksten im Nordosten und nimmt nach Süden (Ukraine) und Westen (Polen) immer mehr ab. Die Germanen als Führungsschicht halten sich rein.
Ende des zehnten Jahrhunderts wird die griechisch-orthodoxe Religion zur Staatsreligion erhoben. Die Kirchensprache wird slawisch, und dadurch werden starke Wände, die zwischen den einzelnen Volksteilen, vor allem zwischen Führungsschicht und Unterworfenen bestehen, eingerissen. In der Taufe erhalten auch die Kinder der germanischen Könige und Edelinge slawische Vornamen. Die slawische Sprache verdrängt die alte nordische. Dazu kommt noch, daß durch Erbteilungen die Macht der Einzelfürsten und Herren immer mehr abnimmt und die sozialen Unterschiede immer stärker verschwinden. Es beginnt nun auch die Vermischung des germanischen und des slawischen Elements. Aber in den Städten und auf den Burgen, wo germanische Kaufleute und Adelige sitzen, geschieht das nur sehr langsam. Erst ganz allmählich dringt fremdes Blut in diese Familien ein. Wenn auch in vielen Fällen Sprache und Lebensart der slawischen Umwelt gleicht, so heben sich diese Sippen dennoch rassisch deutlich heraus. Blaue Augen, blondes Haar, schlanker Wuchs sind auch heute noch oft im Osten anzutreffen. Es sind die Reste jenes germanischen Herrentums, das sich durch Generationen hindurch bis in unsere Tage erhalten hat.

Jetzt springt er an!

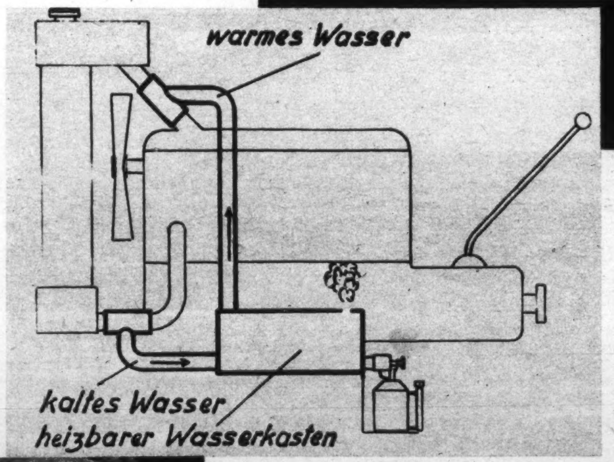
Ein Heizgerät zum Anwärmen von Motoren

Aufnahmen aus dem Lehrfilm „Winterhaltung der Kraftfahrzeuge" — Heeresfilmstelle



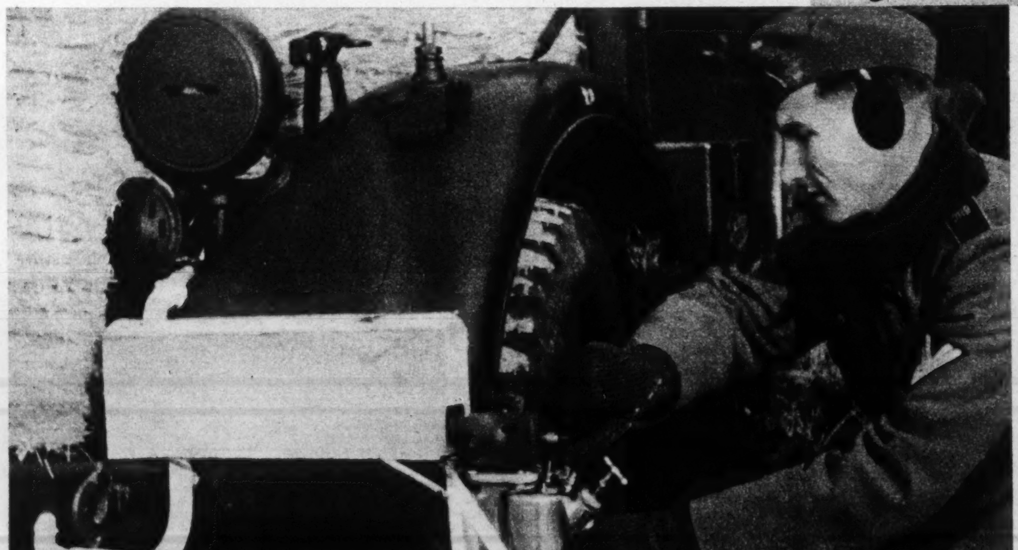
Der Wasserkasten mit der eingebauten Heizschlange im Schnitt

Die Inbetriebnahme von Kraftfahrzeugen im Winter bereitet dem Fahrer schon bei Temperaturen unter —10 Grad große Schwierigkeiten, die sich mit zunehmender Kälte steigern. Durch Beimischung einer bestimmten Menge Otto-Kraftstoff zum Motoren- und Getriebeöl, entsprechend den jeweiligen Temperaturverhältnissen, lassen sich die Triebwerkteile ohne weiteres zügig durchdrehen. Bei einer sachgemäßen Wartung und Überwachung der Triebwerkteile wird die Schmierung durch diesen Zusatz in keiner Weise beeinträchtigt. Das allein reicht aber nicht aus, um beim Starten des Motors ein zündfähiges Kraftstoff-Luft-Gemisch zu erhalten. Es ist erforderlich, unter Beachtung der notwendigen Vorsicht, dem Motor in jeder nur möglichen Form Wärme zuzuführen.
An der Schule für Heeresmotorisierung wurde ein Gerät entwickelt, das durch Anwärmen des Kühlwassers das Starten von Kfz.-Motoren selbst bei großer Kälte ermöglicht. Dieses Gerät besteht aus einem länglichen Behälter, in dem das Wasser erwärmt und der an das Kühlsystem des Motors folgendermaßen angeschlossen wird: Sowohl in die Leitung, die vom oberen Teil des Zylinderkopfes zum Kühler führt, als auch in die Rückleitung vom Kühler zum Motor werden T-Rohrstücke eingesetzt. Der obere Anschluß des Wasserkastens wird mit dem T-Stück am Zylinderkopf, der untere Anschluß mit dem in der Rückleitung verbunden.
In dem Wasserkasten befindet sich nun eine Heizschlange, durch die die heiße Flamme einer Lötlampe streicht. Das Wasser im Kasten erwärmt sich und steigt auf. Durch das untere Wasserrohr fließt (nach dem Thermosyphon-Prinzip) das kalte Wasser nach. Auf diese Weise erwärmt sich das Wasser im Motor. Das Öl in den Zylindern wird dadurch geschmeidig, die Kolben können leicht auf und ab gleiten, und es wird somit eine ausreichende Drehzahl zum Anlassen erreicht.
Am zweckmäßigsten baut man das Gerät unter die Motorhaube, dort, wo der Platz es zuläßt, fest ein, da es immer, also auch während der Fahrt, angeschlossen bleibt. Außerdem hat diese Bauart den Vorteil, daß die aus der Heizschlange austretenden Gase auch den Luftfilter und Vergaser erwärmen und dadurch das Starten noch mehr erleichtern. Als Heizquelle genügt eine 1-Liter-Lötlampe, die die Temperatur in einem Motor mit einem Kühlwasserinhalt von 30 Liter in 30 Minuten um 45 Grad erhöht. Das Gerät kann von der Truppe leicht nachgebaut werden. Die Blechstärke beträgt etwa 1 mm, die lichte Weite der Heizschlange am Anfang 50×80 mm, am Austritt 25×80 mm und der Wasserinhalt des Gerätes etwa 3 Liter. (Nähere Hinweise sind aus der HDv. 635/42 zu entnehmen.) *Leutnant H. Sievers*



So wird der Wasserkasten am besten angeschlossen

Die behelfsmäßige Anbringung des fertigen Gerätes außen am Wagen



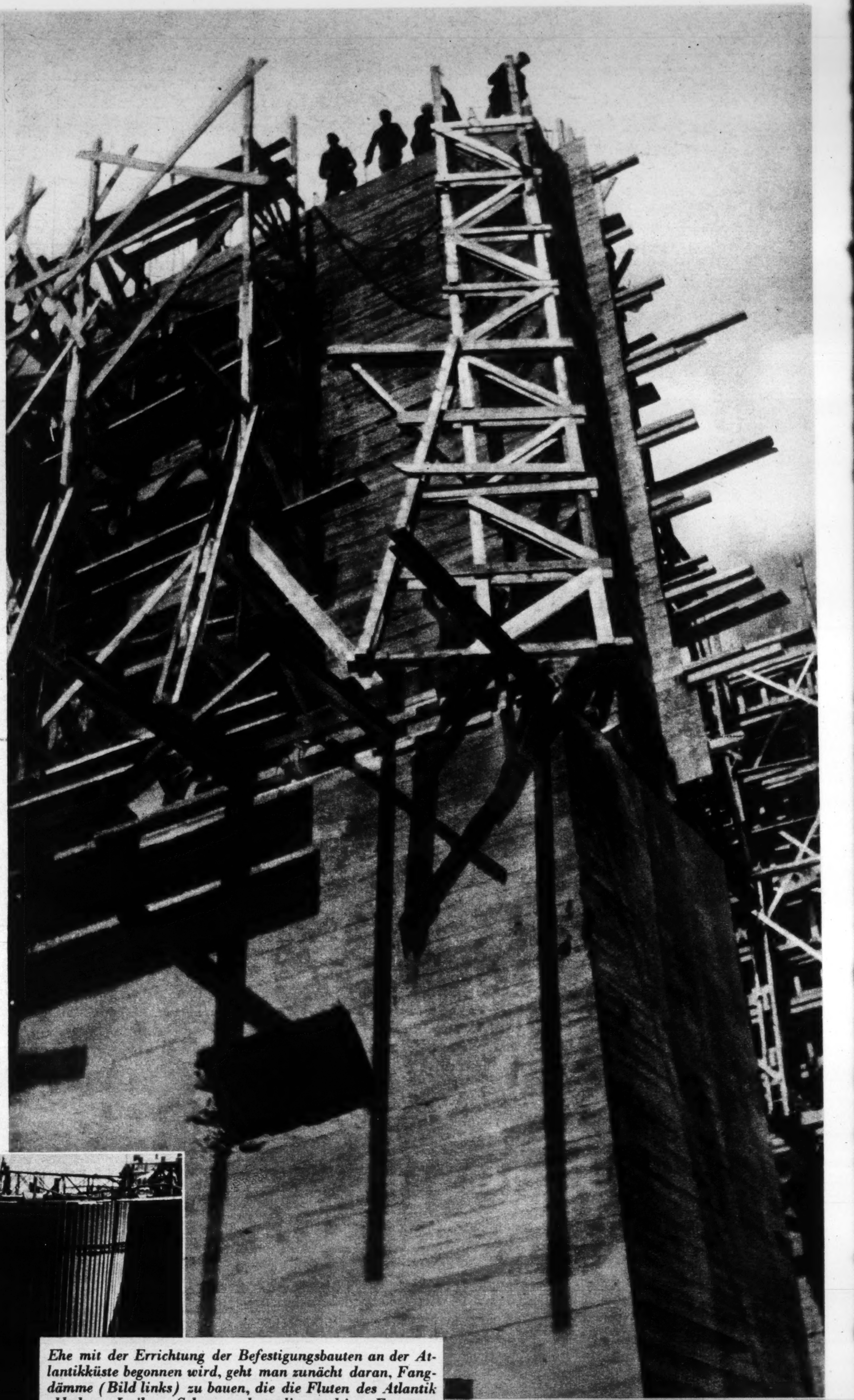
Burgen *unserer Zeit*

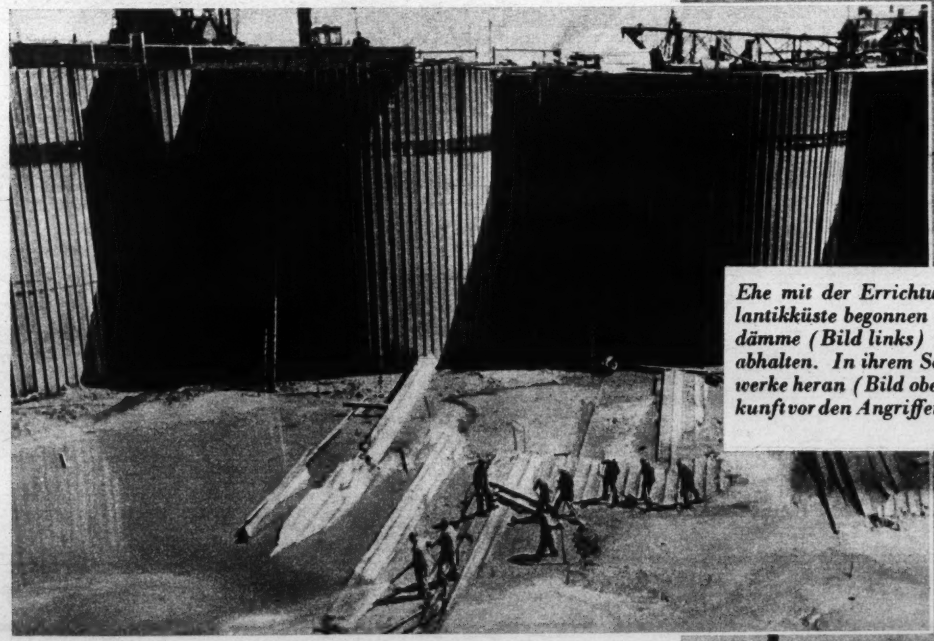
Die großen Festungsanlagen unseres Kontinents, die eine geschichtliche Mission erfüllen, besitzen europäischen Charakter. Sie beschützen den Teil unseres Erdteils, der von jeher Wohnsitz der europäischen Kultur war, gegen Feinde und Widersacher, die nicht zu uns gehörten oder gehören wollten und von außen her unseren Frieden zu stören trachteten. Die eine dieser riesigen Festungsfamilien, von unseren großen deutschen Kaisern des Mittelalters, vor allem von Heinrich I. und von dem Deutschen Ritterorden gegründet, war zum Schutze Europas gegen den Osten angelegt, während die andere Festungsanlage von tätigen französischen Königen zum Schutze des Festlandes gegen den insularen Feind, gegen das schon damals imperialistische England, das nach Spanien und den Niederlanden sich nun gegen Frankreich als stärkste Kontinentalmacht wandte, gebaut worden war. Mächtige Seefestungen, die zu den größten Europas zählten, waren da entstanden, Brest, Cherbourg und St. Malo. Englands Kriegsschiffe waren vergeblich gegen dieses Verteidigungssystem angefahren. Sie holten sich dabei den Tod.

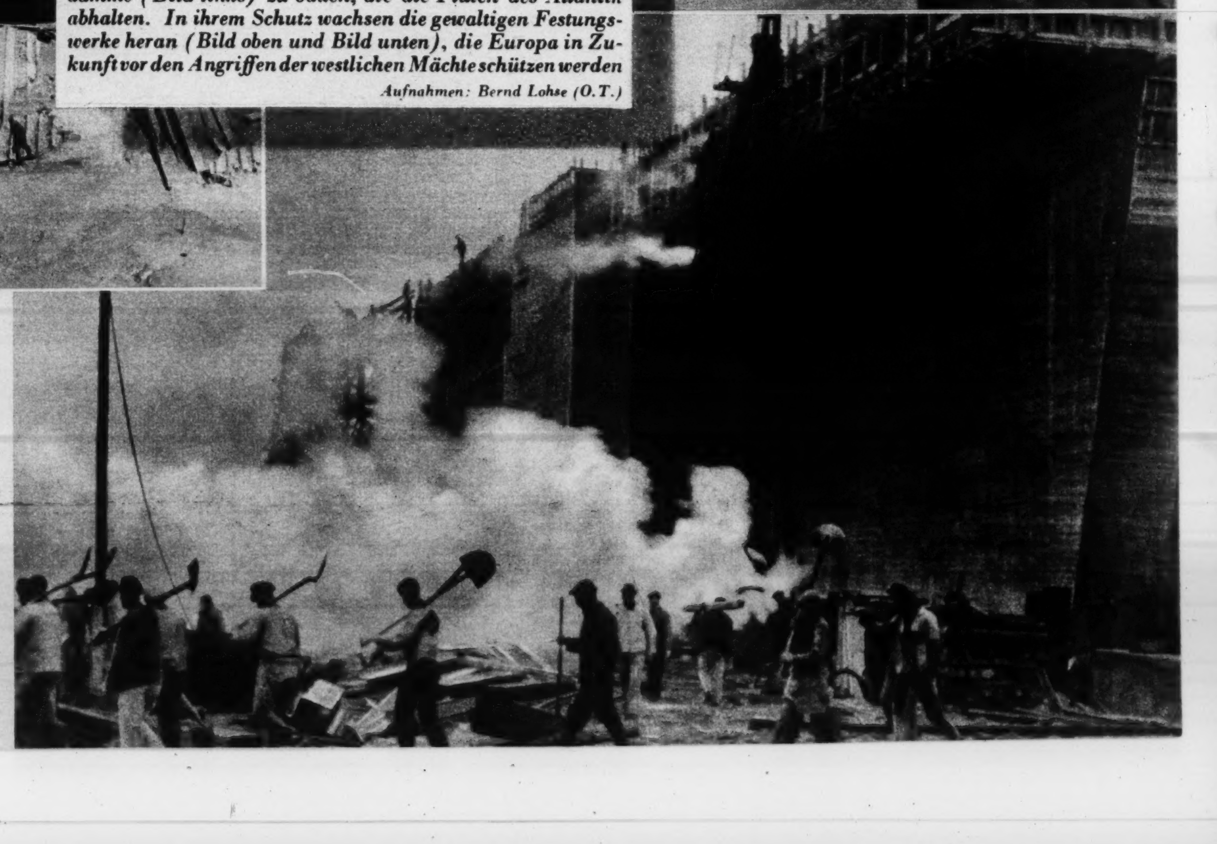
Was Colbert und Napoleon an Festungen auf die gegen England gerichtete Küste des Atlantik und des Kanals bauten, waren jedoch Miniaturwerke gegen das, was auf demselben Boden und zur Vollendung der gleichen geschichtlichen Auseinandersetzung in dieser Zeit die weitschauende Konzeption des Führers dort entstehen läßt: für immer soll den westlichen Feinden Europas, die bei uns nichts zu suchen haben, die Lust vergehen, unser Festland anzugreifen. Meter um Meter sind die Festungswerke emporgewachsen, mit einer Schnelligkeit, die kaum faßbar ist. Tausende von Arbeitern strömten aus allen Teilen Europas hier zusammen. Fangdämme entstanden, die die Fluten des Atlantik von den Baustellen abhielten. Für zahlreiche U-Boote wurden Betonbauten, die auch durch schwerste Bomben gänzlich unzerstörbar sind, errichtet, für die Küstenverteidigung gigantische Batterieanlagen geschaffen, Türme, Bastionen — deutsche Burgen am Atlantik!

Es ist ein bedeutsamer Ausdruck der großen Geschichte unserer Zeit, daß Deutschland im fremden Land Burgen baut, nicht um dieses Land zu beherrschen, sondern um es zu beschützen. Des Führers Festungen im Westen schützen nicht nur Deutschland, sie schützen in gleicher Weise Frankreich, Holland, Belgien, sie schützen Europa. Stärke und unbeugsame Abwehrkraft sind das Ziel und der Ausdruck dieser gewaltigen Bastionen. Wie alles, was der Führer tut, ist es ganze Arbeit, die dort mit der Verantwortung eines großen Herzens vor der Geschichte getan wird. Alle Mittel der modernsten Technik und der besten Organisation werden angesetzt, um dort eine geschichtliche Tat für Europas Zukunft zu schaffen. Wie viele andere Zeugen, die unsere große Zeit hervorbringt, ist auch diese Tat für immer mit dem Namen Dr. Todt verbunden.

Er baute aus Beton und Stahl, grundfest, wuchtig und stark. Die Flotten Englands und der USA werden es sich sehr überlegen, ob sie es wagen sollen, gegen diese Festungen anzutreten.







Ehe mit der Errichtung der Befestigungsbauten an der Atlantikküste begonnen wird, geht man zunächst daran, Fangdämme (Bild links) zu bauen, die die Fluten des Atlantik abhalten. In ihrem Schutz wachsen die gewaltigen Festungswerke heran (Bild oben und Bild unten), die Europa in Zukunft vor den Angriffen der westlichen Mächte schützen werden

Aufnahmen: Bernd Lohse (O.T.)

...wurden durchbruchsversuche blutig abgewiesen

Bolschewistisches Elite-Bataillon im nächtlichen Grabenkampf vernichtet

Ein Erfahrungsbericht von Gefr. F. HAIN

Es ist ein grauer Wintertag. Bei den Sowjets drüben flammen die roten Leuchtkugeln unaufhörlich in den dunklen Himmel. Motorengeräusch weht von den bolschewistischen Stellungen herüber. Vom Bahnhof K. hört man das Rollen der Güterwagen. Die Sowjets werfen Sturmtruppen nach vorn!

Die vorgeschobenen Artilleriebeobachter geben kurze Feueranweisungen nach hinten. Und schon blitzt hinter uns heller Feuerschein auf: die Batterien und die schweren Infanteriewaffen sprechen. Die Granaten gleiten und singen über uns hinweg; es rauscht in den Lüften. Dann und wann leuchtet sekundenlang der ferne Horizont taghell auf. Dumpf dröhnt ein Abschuß, wenig später zischt gurgelnd eine Höllenlast feindwärts. Schwerste Artillerie hat eingegriffen!

In die Bereitstellungsräume des Gegners hinein fegt der Granatenhagel. Dann schweigt für kurze Zeit die Front. Es ist wie ein Atemholen vor dem tödlichen Sturm. Man spürt fast körperlich die nervöse Stimmung drüben beim Gegner. Das zitternde Licht grünweißer Leuchtkugeln geistert über das Niemandsland. Die pommerschen Infanteristen starren in das Halbdunkel. Die Posten haben schon dreimal abgelöst, es ist drei Uhr nachts . . . Da zerreißt bei der 6. Kompanie das hastige Bellen eines schweren Maschinengewehrs die Stille. Leuchtkugeln jagen hoch.

„Dort, da rechts am Busch und dort . . .!" rufen die Posten. Zehn, elf . . . fünfzehn Bolschewisten in Schneehemden sind durch die Mulden bis auf 120 Meter an die Stellungen herangekrochen. Feuerstöße und Schüsse peitschen durch die Nacht. Der feindliche Spähtrupp wird zusammengeschossen. In das Schreien und Stöhnen der Verwundeten gellen Befehle. Das ganze Feld wird plötzlich lebendig. Aus allen Büschen und Mulden brechen dunkle Gestalten hervor. Es quillt und wallt aus dem Bachgrund. Heiseres „Urrää, urrää Stalino", klingt aus Hunderten von Kehlen, dazwischen jagt die sowjetische Artillerie Trommelfeuer aller Kaliber über die deutschen Stellungen. Die Posten schreien es in die Bunker: „Alarm! A . . . la . . aaarm! Großangriff! — Die Sowjets brechen durch!"

Alle Schrecken eines nächtlichen Grabenkampfes tun sich auf. Bei der 5. und 6. Kompanie gelingt es, die Stürmenden zusammenzuschießen, bei der siebenten aber, wo der Schwerpunkt des bolschewistischen Angriffs liegt, kommt es zu einem furchtbaren Ringen von Mann gegen Mann. Hier stehen sich die Kämpfer im Dunkel der Nacht auf wenige Meter gegenüber. Ich oder du! Ein Posten jagt auf nächste Entfernung einem Bolschewisten die Leuchtkugel in den Bauch . . ., die Uniform fängt Feuer, Fleisch schmort mit züngelnder Flamme. Handgranaten zerbersten noch in der Hand derer, die sie werfen wollten.

Leutnant D., Kompaniechef der Siebenten, der noch um 2 Uhr durch die Stellungen gegangen ist, wird plötzlich aus dem Schlaf gerissen. Ein Soldat der zugeteilten ϟϟ-Flak reißt die Bunkertür auf und schreit in den Raum hinein: „Herr Leutnant, die Sowjets sind durchgebrochen." — Meine Kompanie! durchfährt es den Leutnant. Noch halb im Schlaf stürzt er heraus, jagt eine Leuchtkugel hoch und sieht, greifbar nahe, Hunderte von weißen und dunklen Gestalten durch die Büsche heranstürmen. Ihr heiseres „Urrää, urrää" geht über in „Ruki wjärch . . . Ruki wjärch . . .!" Sie glauben wirklich, daß pommersche Infanterie die Hände hebt und sich ergibt.

Wartet nur, noch stehen wir hier, noch haben wir Waffen, denkt der Leutnant. „MG her", schreit er nach hinten! Er sieht, wie die ersten Wellen der Bolschewisten bereits über den inneren Rand des Panzergrabens steigen. Der Panzergraben ist in den Händen der Sowjets! zuckt es durch seinen Kopf. Er haut das MG auf den Grabenrand und schießt und schießt. Reihenweise mäht die Leuchtspur die dunklen Gestalten um, fegt hinein in die Haufen der Stürmenden, zischt durch den Laufgraben.

Trotz verzweifelter Abwehr kommen die Sowjets näher und näher, schon decken sie den Kompaniegefechtsstand mit Handgranaten ein; es gibt Tote und Verwundete. Das kleine Häuflein der Verteidiger lichtet sich mehr und mehr. Schon haben die Bolschewisten das linke Flakgeschütz genommen. Fast sind alle Leuchtkugeln verschossen. Die letzten roten und grünen Patronen enthüllen beim Aufflammen ein schauerliches Bild: Immer neue Scharen fluten in den Panzergraben. Nur Sperrfeuer aus allen Rohren kann diesen Strom unterbrechen! Spruch an das Bataillon: „Sperrfeuer vor linken Zugabschnitt."

Bange Minuten vergehen. Da brüllen donnernd die Batterien in der Ferne auf. Eine Wand von Feuer und Stahl wächst vor dem Panzergraben empor. Mit schreckgeweiteten Augen rasen die Massen im Vorfeld in den schützenden Bachgrund zurück.

Noch aber sind Hunderte von Bolschewisten mit allen Waffen im Panzergraben. Da entschließt sich Leutnant D., von seiner Stellung aus zum Panzergraben vorzustoßen. Er sammelt seine Infanteristen um sich. Die letzte Munition, die letzten Handgranaten werden verteilt. Ein Blick noch von Mann zu Mann: „Kameraden, wir wagen das Letzte . . . wir stürmen . . . es muß gelingen!" Das sagt dieser Blick. Hell klingt der Befehl: „Schützenkette links!" in den bleichen Morgen hinein.

Sie stürmen!

Schon der erste Bunker, der zehn Meter vor ihnen liegt, ist von den Bolschewisten besetzt. Tür aufgestoßen, Handgranaten hinein! Schreckerstarrte Gesichter, Todesschreie . . ., zerfetzte Körper! . . . Weiter mit „Hurra", den Laufgraben entlang! „Alle Gewehrschützen laufend schießen!" schreit der Leutnant und stürmt seinen Soldaten voran.

Hinter dem nächsten Bunker ragen noch die spitzen Bajonette der Sowjets empor. Schon kommt der erste um die Ecke: Schuß . . . tot! Jetzt ist der Leutnant mit seinen Infanteristen heran. Das Gewehr 98 ist eine Schuß-, Hieb- und Stichwaffe, denkt der Leutnant mit grimmigem Humor und zerschmettert dem anlaufenden Bolschewisten den Schädel. Der Kolben zersplittert! Trotzdem: Gewehr wieder 'rum und ohne Kolben geschossen.

Über Leichen und Verwundete stürmen die Infanteristen vorwärts. Dort, wo der Laufgraben in den tiefen Panzergraben einmündet, liegen erdbraune Gestalten und schießen den Panzergraben entlang. Sie ahnen noch nicht, wie nahe ihnen der Tod schon ist. Drei Handgranaten — das ist die Abrechnung! Ein Teil der Infanteristen stürmt jetzt den jenseitigen Hang empor. Im Koppel, in den Stiefeln, unter dem Arm — Stielhandgranaten; in den prall gefüllten Taschen tragen sie Eierhandgranaten und Munition. Um Schulter und Hals klirren die MG-Gurte. So keuchen die Männer den vereisten Grabenhang empor. Blutverschmiert und lehmverdreckt, heiser die Kehlen vom „Hurra"-Rufen, so stürmen sie, der Leutnant und seine Infanteristen. Denn nur im Überraschungsangriff kann der Panzergraben wiedererobert werden, ehe die Sowjets sich festsetzen und eingraben.

Ein sMG der Bolschewisten, oben auf dem Grabenrand eingebaut, bellt rasend. Die Unteroffiziere G. und Sch. kriechen Meter für Meter hart an der Böschung voran. Geschickt nutzen sie den toten Winkel aus; es gelingt ihnen, den Schützen Eins am sMG zu treffen. Für Sekunden schweigt das Maschinengewehr. Sie springen auf und stürzen sich auf die Bedienung. Der Weg ist frei! Bunker für Bunker im Panzergraben wird ausgeräuchert. Tür auf, Handgranaten rein! Ein Feuerstoß mit dem Maschinengewehr, wenn das nicht genügt. Was sich von den Unserigen in den Bunkern die Nacht über verteidigen konnte, wird befreit und stürmt mit. So hat Gefreiter R. die ganze Nacht im Panzergraben neben seinem gefallenen Kameraden als „Toter" gelegen. Ihm rissen die Bolschewisten die Kleider vom Leib und plünderten ihn aus, nachdem sie ihm mehrfach mit Gewehrkolben gegen den Schädel geschlagen hatten, um festzustellen, ob er auch wirklich tot sei. Dann zerrten sie ihn im Graben hin und her, schließlich setzte sich einer der Bolschewisten auf seinen Körper, um eine Zigarette zu rauchen. Halb erstarrt und erfroren finden ihn seine Kameraden. Er reißt sich hoch. „Wo ist mein MG?" Das sind die ersten Worte, die nach diesen furchtbaren Stunden über seine blutverkrusteten Lippen kommen.

Vergeblich werfen die Bolschewisten am rechten Flügel vier Panzer vor, darunter einen 52-Tonner. Auch im linken Abschnitt rollen die Kolosse vor. Das Sperrfeuer unserer Artillerie zwingt sie abzudrehen. Im Hagel der Granaten brechen alle Versuche des Gegners, neue Kräfte in den Panzergraben nachzuschieben, zusammen.

Der Panzergraben und das Vorfeld sind übersät mit Toten, Waffen, weggeworfenen Ausrüstungsgegenständen und Verwundeten. In den Bunkern ist von den Bolschewisten alles geplündert und sinnlos zerschlagen worden. Die Eßwaren finden sich später in den Taschen der toten Bolschewisten wieder.

Ein bolschewistisches Elite-Bataillon hatte angegriffen. Es wurde vernichtet. Kaum ein Mann kehrte zurück.

Eine rätselhafte Rechnung

Die Wörter „Katze" und „Sinus" haben 9 verschiedene Buchstaben, diese sollen durch die Zahlen 1—9 ersetzt werden, und zwar in der Weise, daß man

bei der Addition . . . . Katze
+ Sinus

als Summe die Zahl . . . . 81874 erhält.

Subtrahiert man aber . . . . Katze
— Sinus

so erhält man als Differenz . . . 52712

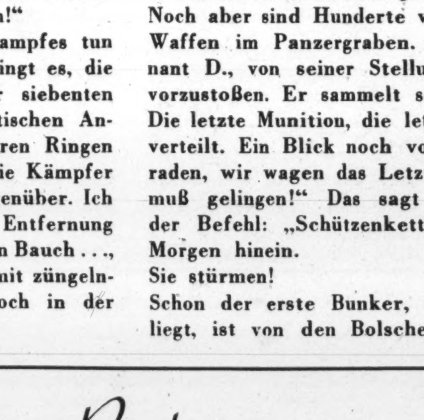
Sind die richtigen Zahlen gefunden, so ergibt die Zahlenreihe 1 2 3 4 5 6 7 8 9, wenn man dafür die entsprechenden Buchstaben einsetzt, einen Raubvogel.

Geographisches Versteckrätsel

Fischernetz — Brandenburg — Pomeranze — Brahmane — Gletscher — Barometer — Beförderung — Danebrog — Amtssiegel — Kuhstall.

In jedem der obenstehenden Wörter ist in zusammenhängenden Buchstaben ein kleineres Wort mit geographischer Bedeutung versteckt. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter nennen, der Reihe nach gelesen, eine norwegische Hafenstadt.

Kreuzgitter



In die freien Felder der Figur sind Buchstaben einzusetzen, so daß ein Gitterwerk sich kreuzender Wörter entsteht. Die Erklärungen der Wörter sind unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur angegeben. Die bereits eingetragenen Buchstaben dienen zur Kontrolle.

Teil der Wehrmacht — Gestirn — Längengrad — deutscher Philosoph — Kunstdünger — Ort eines deutschen Sieges in Norwegen — Getreidesorte — Ölpflanze — Perserteppich — asiatisches Hochgebirge zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meer — Wärmespender — europäisches Grenzgebirge.

Silbenordnen

an, des, je, lo, maul, se, wenn,
an, den, ein, ge, hängt, müßt, schloß, wer,
dann, die, ed, kunst, le, schlos, ser, wär,
auf, be, den, die, er, kunst, ste.

Die Silben jeder Zeile sind so zu ordnen, daß sie, im Zusammenhang gelesen, einen Handwerkerspruch ergeben.

Rösselsprung

	es	vieh	auch	der	das	nes	
das	dich	den	stirbt	wig	schaft	to	ich
da	es	stirbt	der	ver	weiß	e	ei
trifft	ruhm	die	rang	tod	lebt	wandt	te
	ed	der			er	doch	

WER HAT'S GERATEN?

Auflösungen aus der vorigen Folge

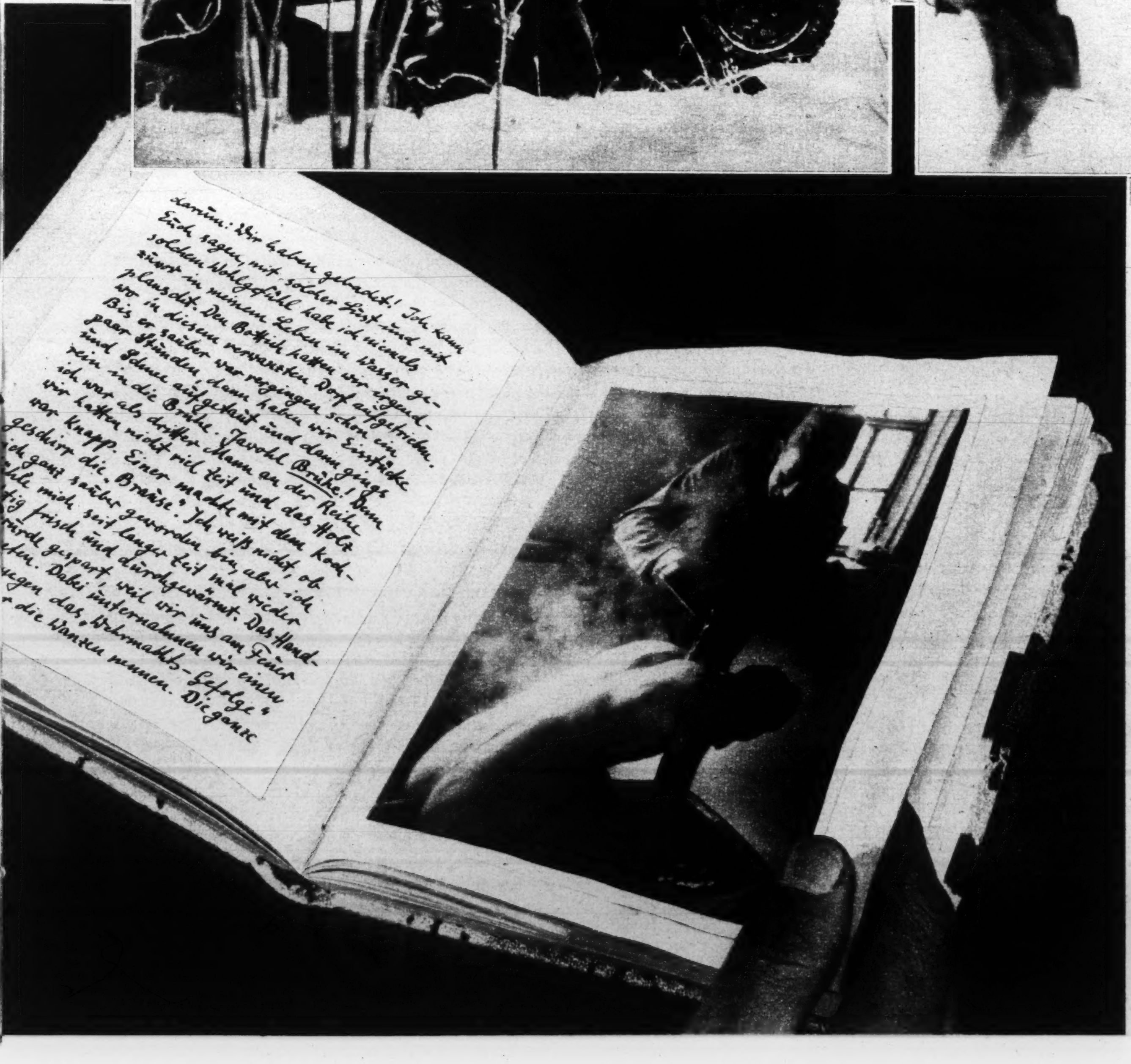
Fünf rätselhafte Platten: 1. Romane, 2. Mergel, 3. Sielen, 4. Tennis, 5. Nenner. — Morgenstern.

Gut zusammengefügt: Win/ter/quar/tier (Wind, Terz, Quart).

Silbenrätsel: Dem Greifenden ist meist Fortuna hold. — 1. Diplom, 2. Einbahnstraße, 3. Mussolini, 4. Gaudeamus, 5. Rekrut, 6. Eislauf, 7. Ingo, 8. Flugzeugträger, 9. Ehrenwort, 10. Nassau, 11. Disziplin, 12. Evviva, 13. Nonnenwerth, 14. Idaho, 15. Schrapnell, 16. Teutobod.

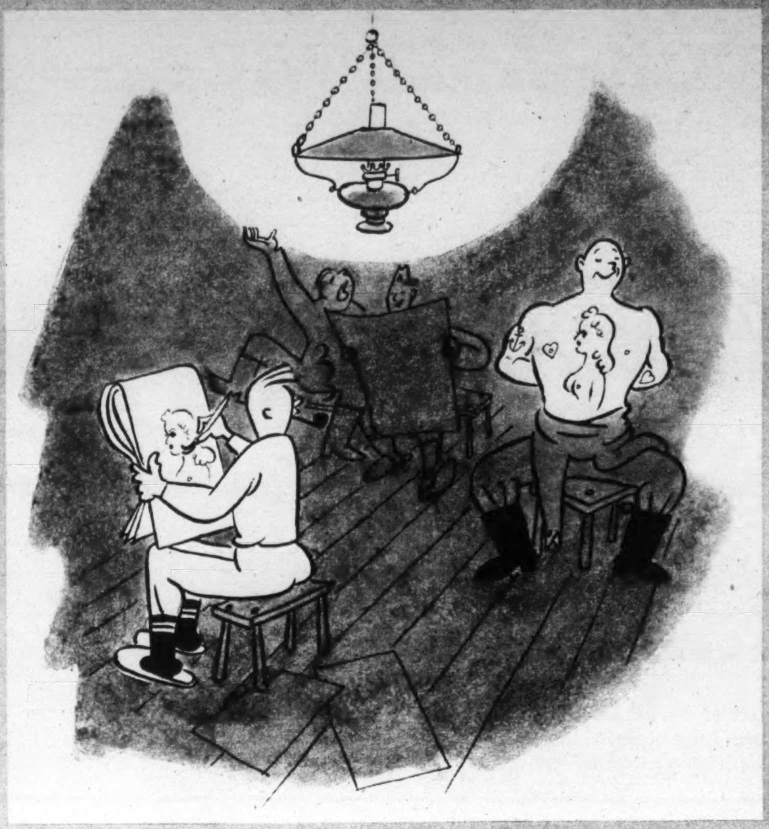
Karree-Rätsel: 1. Drache, 2. Magen, 3. Fichte, 4. Sedan, 5. Marne, 6. Faß, 7. Sturm, 8. Riff, 9. Schal, 10. Hai, 11. Druide. — Das Schiff hängt mehr am Ruder als das Ruder am Schiff.

KRIEGSERINNERUNGSBUCH - ABER WIE?



So macht es Unteroffizier Menges

Unsere Anregung, Bilder vom Kriege, die wir veröffentlichten, für ein Kriegserinnerungsbuch zu sammeln, ist von vielen Kameraden bereits aufgegriffen worden. So schreibt Unteroffizier Menges: „Anliegend schicke ich der Schriftleitung ‚Unser Heer' ein paar Seiten meines Kriegserinnerungsbuches. So habe ich es mir gedacht! Ich habe, als wir vor ein paar Tagen abgelöst wurden, die in der Heereszeitschrift veröffentlichten Bilder ausgeschnitten und zusammen mit eigenen Fotos und Aufzeichnungen eingeklebt. Das Buch ist sozusagen im ‚Rohbau' fertig; vollständig wird es erst, wenn ich später meine Feldpostbriefe mit auswerten kann."



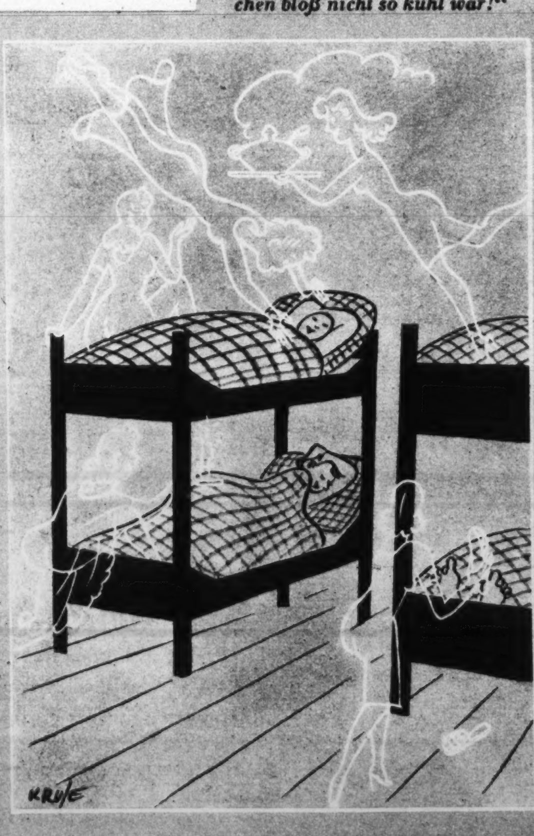
Mangels geeigneter Modelle hat Gefreiter Kulicke („Gemälde-Otto“ genannt) sein zartes „Innenleben“ bloßgelegt

„Sie liebt mich, sie liebt mich nicht, sie liebt mich . . .“

Der Stubendienst: „Ha, ist das ein Gefühl! Wenn das Mädchen bloß nicht so kühl wär!“

Landser-Gespräche

belauscht vom Gefreiten **WERNER KRUSE**



Allnächtiges Stelldichein: Die Frau, von der am Tag man spricht, die fehlt auch nachts im Traume nicht!

HERMANN LÖNS:

Waldmanns gute Nase

Waldmann ist unter die Philosophen gegangen. Etwas Rätselhaftes ist in sein Leben getreten, etwas Mystisches, Unbegreifliches, Transzendentales.

Was mag das wohl sein, wovon morgens immer der Hof des Forsthauses eine so sonderbare Witterung hat? Die Katze ist es nicht, eine Ratte auch nicht! Also: Was ist es?

Es gibt mehr Dinge zwischen dem Hundehause und der Belaufsgrenze, als eine Hundenase verstehen kann. Das ist das Ergebnis der philosophischen Betrachtungen Waldmanns; ein Ergebnis, das ihm seine ganze Gemütsruhe genommen hat. Es ist ein Tier, aber ein unbekanntes Tier, das eine ganz andere Witterung hat als Fuchs und Dachs und Has' und Reh und Hirsch und Sau, und auch eine andere als Igel und Wühlratte und Wiesel und Eichkater.

Es kommt nachts aus dem Schweinestalle und geht in den Torfschuppen. Manchmal bleibt es drei Tage aus, aber am vierten ist es wieder dagewesen. Einmal war es eine volle Woche fort, und Waldmann dachte kaum mehr daran. Dann auf einmal roch wieder der Wechsel zwischen Schweinestall und Torfhaus so stark danach, daß Waldmann wie toll hin und her lief, winselte und kratzte und kläffte, bis der Hegemeister fragte, ob er nicht ganz klug sei.

Wenn Waldmännchen mit seinem Herrn im Revier war, vergaß er die unerklärliche Witterung, draußen gab es immer so schrecklich viel zu schnüffeln und ab und zu auch etwas zu zausen; heute einen Fuchs, der die Kugel zu kurz bekommen hatte, und dann ein geltes Tier, das Waldmann arbeiten mußte, weil Hirschmann, der sich den Vorderlauf vertreten hatte, zu Hause geblieben war. Das war ein großes Vergnügen, am Riemen auf der Rotfährte nachzuhängen, und ein noch größeres, das Stück zu Stande zu hetzen, und das größte, es an der Drossel zu schütteln, als es im Fangschuß zusammenbrach. Bei solcher hohen Arbeit vergaß Waldmann das unheimliche Wesen, das Nacht für Nacht auf dem Hofe umging.

Sobald er aber in die Nähe des Hauses kam, schoß ihm der Gedanke daran in den Sinn. Und wenn er noch so hungrig war und die Frau Hegemeisterin ihn auch noch so gut fütterte, so fuhr er doch zuerst auf den Schweinestall los, steckte seine Nase zwischen die Planken, kratzte und winselte, schnüffelte sich dann bis zum Torfschuppen hin, benahm sich da ebenso wie beim Schweinestalle und schlich schließlich mit nachdenklich gerunzelter Stirn und hängender Rute in das Haus, und der Hegemeister lachte und meinte: „Unser Waldmann hat den Rattenkoller. Wir wollen Fallen aufstellen!“ Und am anderen Morgen schlug sich Waldmann in der Waschküche zwei dicke Ratten um die Behänge, und dann schoß er wieder auf den Schweinestall los und fing an zu schnüffeln. Eines Abends, als er auf der Sauschwarte vor dem Sessel saß, fuhr er wie wahnsinnig zur Tür, riß beinahe das Mädchen um, das mit dem Nachtmahl hereinkam, rannte in den Hof und kläffte und winselte an dem Torfschuppen herum, bis der Knecht mit der Laterne kam und ihn in den Schuppen hinein ließ. Da schoß Waldmann nun hin und her, sprang an den Wänden hoch, kletterte über die Törfe, schnaufte in alle Ecken hinein, bis er vor dem Torfmull einen Husten bekam, und zog schließlich, von dem Hegemeister weidlich ausgelacht, vergrämt wieder ab. Mürrisch lag er während des Abendessens auf seiner Sauschwarte, und selbst der Todesschrei der Wurst, wie der Hegemeister es nannte, wenn er der Mettwurst die Haut abriß, lockte ihn nicht an den Tisch.

Lacht mich nur aus, dachte er, wer zuletzt lacht, lacht am besten! Ich habe es deutlich vernommen, daß da etwas auf dem Hofe war, und es war nicht Müschen, die Katze, und eine Ratte war es auch nicht, und es war etwas, das ich nicht kenne, das ich noch nicht gewürgt habe. Wer weiß, ob es nicht ein ganz gefährliches Tier ist, ein Tier, das die Schweine fressen will oder den Torf. Ich muß aufpassen, daß es kein Unglück gibt. Herrchen ist ja der klügste Mensch, den ich kenne, aber gegen uns ist er doch ziemlich dumm, und seine Nase ist auch nicht besser als die anderer Menschen, sonst würde er es nicht aushalten, das Zeug zu rauchen, das ich für den Tod nicht ausstehen kann, und Apfelsinen zu essen und Bier zu trinken, Dinge, die jeder feinen Nase entsetzlich sind!

Als der Hegemeister in das Bett wollte, sah er, daß Waldmann noch einmal nach dem Wetter sehen wollte, und er ließ ihn hinaus. Wieder ging das Hinundhergerenne und das Gewinsel los; und als sich der Hegemeister zu dem Hunde hinunterbückte, um zu sehen, was er an dem Torfschuppen zu kratzen habe, da sprang Waldmann an ihm empor, pfiff in den höchsten Tönen und stellte sich an,

als hinge das Wohl und Wehe des ganzen Hauses davon ab, daß die Sache ihre Aufklärung erführe. Und der Hegemeister ließ ihn in den Schuppen und half ihm oben auf die Törfe; da lief Waldmann hin und her und machte einen Lärm wie eine ganze Meute, bis schließlich ein halbes Hundert Törfe ins Rutschen kamen und mit dem Hunde dem Hegemeister um die Beine polterten. Und da hieß es dann wieder: „Nun komm, Waldmann, und rege dich nicht um die albernen Ratten auf!" Als aber mitten in der Nacht Waldmann mit fürchterlichem Gekläffe aus dem Korbe schoß, vom Boden auf den Korbsessel und von da gegen das Fenster sprang, da wurde es seinem Herrn denn doch etwas zu bunt, Waldmann bekam einen Pantoffel an den Hals und wurde in einer Weise angeschnarcht, die ihm durchaus nicht paßte.

Deshalb muckte er auch den ganzen folgenden Tag; er ließ seine Milch stehen, ging seinem Herrn aus dem Wege und verkniff sich das Pfeifen und Wedeln, als er mit in den Wald durfte. Um ihn wieder zu versöhnen, schoß ihm sein Herr eine Eichkatze; aber anstatt sie mit großem Getöse abzuschütteln und mit Stumpf und Stiel zu verspeisen, wie er es sonst tat, beroch er sie kaum und ließ sie liegen, und der Hegemeister schüttelte den Kopf, lachte und sagte nachher zu Hause: „Der Hund trägt es mir jetzt noch nach, daß ich ihm heute nacht den Pantoffel an den Kopf warf." Aber das hatte Waldmann nicht so übelgenommen wie das Anschnauzen, und vor allem hatte ihm der Ausdruck „Kartoffelkopp" tief gekränkt. So wedelte er beim Abendbrot noch nicht einmal, als ihm eine Fetthaut von der Leberwurst hingeworfen wurde, und es dauerte fast fünf Minuten, ehe er geruhte, sie zu verspeisen.

Er war auch mehr traurig als wütend. Ist es denn möglich, daß die Menschen essen und trinken und lachen können, während es draußen umgeht? Wer weiß, ob nicht schon heute nacht das schreckliche Wesen sich in das Haus schleicht und irgendein Unheil anrichtet! Und deshalb schlüpfte Waldmann, als das Mädchen abdeckte, zur Tür hinaus und war und blieb verschwunden, ob auch der Hegemeister pfiff und pfiff. Die ganze Nacht blieb er draußen, bald auf der Schwelle lauernd, bald am Schweinestalle oder Torfschuppen schnüffelnd, aber er fand nichts, und als die Magd in aller Frühe in den Stall ging, schlich Waldmann sich beschämt in das Haus, kroch unter den Herd und ließ sich erst wieder blicken, als es etwas zu fressen gab. Der Hegemeister war dann noch so taktlos, ihn zu fragen, ob er im Dorfe ein Stelldichein gehabt habe, eine Äußerung, die nicht geeignet war, Waldmann in bessere Stimmung zu versetzen.

Eines Tages aber wurde er glänzend gerechtfertigt. Der Knecht kam herein und sagte: „Wir haben nämlich die erste Neue, Herr Hegemeister, und ich glaube, der Waldmann, der war nämlich klüger als wir alle zusammen. Vom Schweinestall bis zum Torfschuppen spürt sich nämlich ein Iltis hin und her. Und nun weiß ich nämlich auch, warum das morgens auf dem Hofe immer so mulsterig roch, und ich glaube nämlich, wir tun dem Hunde den Gefallen und machen ordentlich Blechmusik, indem das nämlich der Iltis für den Tod nicht vertragen kann. Bei dem vorigen Hegemeister wurde das nämlich auch immer so gemacht. Der stellte sich nämlich mit der Flinte an, und wir ließen die Hunde in die Ställe und machten mit Kasserollen und Sensen Lärm, und dann sprang er, nämlich der Iltis, und entweder wurde er geschossen oder die Hunde kriegten ihn zu fassen."

Der Hegemeister lachte und sagte: „Dann wollen wir das nämlich so machen." Und so ging die Geschichte los. Der Knecht und die Line und sogar die Frau Hegemeister nahmen Topfdeckel und zogen in den Schweinestall, der Hegemeister machte scharf und stellte sich auf dem Hofe an, und Waldmann wurde in den Stall geschickt. Aber als der Lärm losging, machte er, daß er fortkam und lief nach dem Torfschuppen und winselte so lange herum, bis der Knecht ihn hineinließ. Da stellte sich Waldmann ganz wild an, so wild, wie er wurde, wenn er eine kranke Sau verbellte, und er scharrte und kratzte an dem Torfe herum, daß der Hegemeister sagte: „Johann, schmeiß einmal die Törfe auseinander!"

Das tat Johann auch, und Line mußte derweilen weiter mit den Topfdeckeln klappern. Auf einmal schrie sie auf, ließ die Deckel fallen, hielt sich die Röcke zusammen, rannte den Hegemeister vor den Leib, daß dem die Pfeife aus dem Munde fiel, und ehe er und der Knecht eigentlich wußten, was los sei, fuhr etwas Schwarzes zur Tür hinaus und hinterher sauste Waldmann. „Bravo! Er hat ihn, er hat ihn! Hu, faß den Stinker, so recht, so schön, Waldmann!" Als der Hegemeister und der Knecht und Line auf den Hof kamen, war der Fall schon erledigt. Waldmann stieß den Iltis, der nur noch ganz wenig zuckte, hin und her, schlug ihn sich noch einmal um die Behänge, trug ihn dann ins Haus und legte ihn auf seine Sauschwarte, wo er ihn von neuem beroch, bis der Hegemeister den Iltis aufnahm und dann den Hund abliebelte.

„Bravo, Waldmann!" Na, das ging Waldmann ja ganz glatt hinunter, aber er dachte doch bei sich: Ihr hättet mir viel Ärger und Kummer ersparen können, wenn ihr eher auf den Gedanken gekommen wäret, daß ich immer recht habe, wenn ich mich aufrege. Aber euch fehlt eben die Nase, und so kann man euch schließlich nichts übelnehmen.

Zeichnung: Gefr. Herbert Thiele

Drei Musketiere drei Kavaliere für die Freiheit treten sie ein...

Die wackeren drei Musketiere haben Pech gehabt. Die ganze Welt hat darüber so oder so berichtet, und Leo von Malachowski zeichnete daher . . .

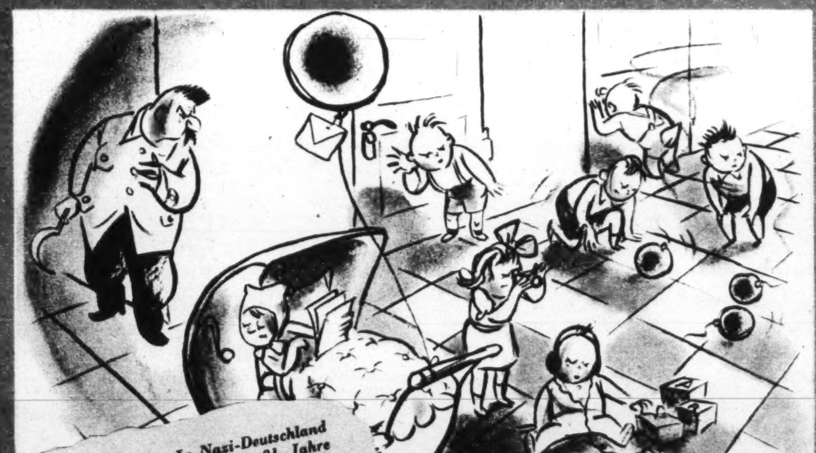
. . . warum es schief ging —

Das britische Kriegsministerium erließ einen Aufruf, wonach die Engländer alte Atlanten, Fremdenführer und Karten einsammeln und dem Kriegsministerium einreichen sollen, da sie dort zur Vorbereitung von Angriffen zu Lande, zur See und zur Luft dienen können

„Benghasi kann ich nicht finden, hier steht noch Karthago . . ."

„Die haben mich falsch verstanden. Ich brauche sie zur Zivilverteidigung und die verteidigen ihr — Zivil . . ."

zeigt es sich immer wieder, daß kein großes Interesse in den Vereinigten Staaten fühlbar ist, den Zivilrock mit dem Waffenrock zu vertauschen!

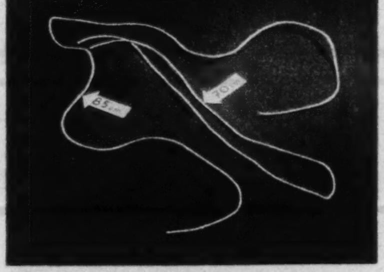


Der Moskauer Sender: In Nazi-Deutschland müssen sich alle Personen über 21 Jahre unter 1,50 m melden. Sie werden auf besonderen Schulen zu Spionen gedrillt, in Kinderkleider gesteckt und in die Sowjetunion geschickt, um Spionage zu treiben

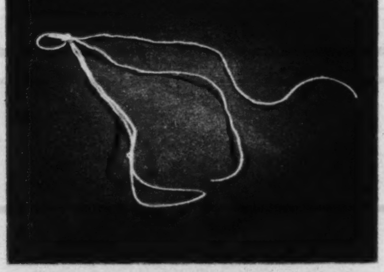
„Da haben wir sie — die Mikrospione, klein zwar, aber oho!"

Zeichnungen: Leo von Malachowski

EIN LEBENSGRUNDSATZ VON GEWICHT: *Trau Deinem Hosenträger nicht!*



Zwei Schnüre von bestimmter Länge —
hier dienen sie als Strippen-Stränge,
zwei Enden sorgsam aufgehoben.
(Solch Sammeleifer ist zu loben!)



Wie's nun gemacht wird, wie's sich fügt,
daß eins zum andern richtig liegt,
und wie der Knoten ist zu binden —
das ist hier unschwer zu ergründen.

Daraus entsteht nun — sieht man recht? —
ein regelrechtes Zopfgeflecht.
Seid allerhöchsten Lob's gewärtig,
denn schon ist unsre Strippe fertig!

Wenn nun, was maßlos peinlich meist,
Dein Hosenträger wieder reißt,
dann greifst Du selbstzufrieden-froh
voll Stolz in Dein Ersatz-Depot!

Konradin

Verlagsleiter: Maximilian Künzner, Berlin-Zehlendorf, Hauptschriftleiter: Heinz Mentzel, Stellvertreter: Fred-Erich Uetrecht. Verlag „Die Wehrmacht" K.-G., Berlin SW 68, Schützenstr. 18-25, Fernruf 17 47 21. Postscheckkonto Berlin Nr. 382 / Alleinauslieferung, Anzeigenverwaltung und Druck: Berliner Verlagsanstalt GmbH., Berlin SW 68, Schützenstr. 18-25 / Anzeigen-Preisliste Nr. 1 vom 1. 12. 1941 / Verantwortlich für Anzeigen: Dr. Horst Harff, Berlin.

Für heute reicht's

6 Wochen postlos - welche Qual -
Und nun drei Briefe auf einmal!

Aufnahmen: Doris Haase (2), Schirner